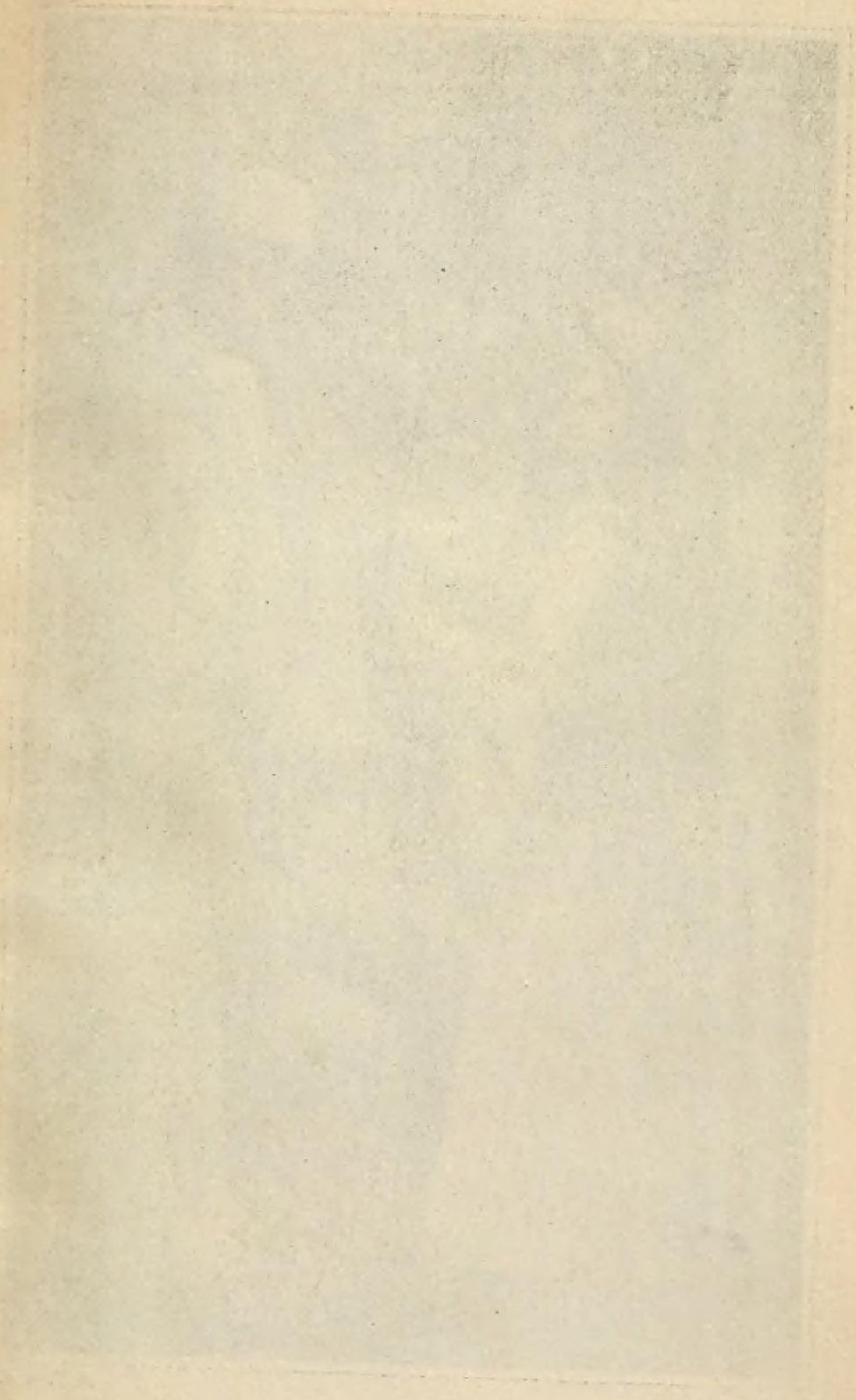


S. 53



C. Fiegl gez. N. Dietz sc.

Gott hat immer Recht.

Ein Weihnachtsbüchlein

für

brave Knaben und Mädchen.

Zwei ergreifende Erzählungen

von

P. Hermann Koneberg, O. S. B.
Religionslehrer bei St. Stephan in Augsburg.

Augsburg.
Verlag der Math. Rieger'schen Buchhandlung.
1892.

Vorwort.

Auf Ansuchen der Verlagshandlung ist dieses Weihnachtsbüchlein entstanden. Ich habe den Erzählungen zwei schon früher in der M. Rieger'schen Buchhandlung erschienene Büchlein zu Grunde gelegt. „Die Christnacht eines armen Knaben" heißt das eine, „der Christabend" das andere. Dieses ist von dem als Jugendschriftsteller immer noch beliebten Ottmar Lautenschlager. Beide Erzählungen sind frei bearbeitet und eignen sich für Knaben und Mädchen, ganz besonders für die hochheilige Weihnachtszeit.

Unserer Jugend eine neue Festfreude zu machen und sie zu belehren und im Glauben an die gött-

liche Vorsehung zu kräftigen, das war die Absicht des Verfassers. Ist das gelungen, so ist der Zweck erreicht, und Gott gebührt die Ehre.

Augsburg, St. Stephan,
im Sommer 1891.

Der Herausgeber.

Inhalts-Verzeichnis.

1.

Christnacht eines armen Knaben.

2.

Der Christabend.

I.

Christnacht eines armen Knaben.

1. Bitterarm.

Arm, bitterarm war Heinrich, ein Knabe von 12 Jahren. Seine Mutter Martha war Witwe und seit Jahren leidend, in letzter Zeit sogar bettlägerig, so daß sie ganz auf die Pflege und Unterstützung ihres einzigen Kindes angewiesen war. Und wodurch kam Heinrich seiner Mutter zu Hilfe? Er sammelte Almosen in den Häusern wohlthätiger Landleute; wenn es reife Beeren gab, so holte er sie im Walde und verkaufte sie und brachte den Erlös seiner armen, kranken Mutter, die zu ihren körperlichen Leiden noch große Seelenleiden hatte, welche Heinrich aber nicht verstand. Im Sommer zur Erntezeit ging er zum Ähren, das ist, er sammelte auf den Äckern die Ähren, welche liegen geblieben waren. Das war eine sehr mühevolle, beschwerliche Arbeit. Manchmal machte er für die Leute Botengänge, wofür der zuverlässige Knabe jeweils einen kleinen Botenlohn erhielt.

Dafür kaufte er für die Mutter Brot, Milch und Kartoffel und es war so wenig und so einfach, was sie zu essen hatten.

Kümmerlich und dürftig, wie ihre Nahrung, war auch ihre Wohnung. Der Totengräber, Gottesackermann genannt, räumte der Witwe und ihrem Sohne ein Kämmerlein ein, mit einem Fensterstock auf den Gottesacker. Darin stand eine Bettlade mit einem Strohsacke, ein Tisch, zwei Stühle, und ein Strohsack in der Ecke bildete das Lager des Knaben.

Über der Bettlade hing ein Kreuzbild von Holz und neben demselben rechts ein kleines Ecce homo und links die schmerzhafte Mutter. Beim Eingang hing ein einfaches Weihwassergefäß. Das war der ganze Schmuck dieser Dachstube.

Die Witwe war vor einigen Jahren in einen Weiler der Pfarrei gezogen, man wußte nicht, woher sie kam. Sie kaufte ein Häuschen und hielt sich eine Kuh, eine Gais und einige Hennen. Davon ernährte sie sich und ihr Kind. Als der Blitz ihre Hütte einäscherte, konnte sie dieselbe nicht mehr aufbauen, die paar Pfennige, die ihr blieben, gingen auf durch ihre Krankheit, und nun finden wir sie so bitterarm beim Gottesackermann.

Sein Haus ist ziemlich geräumig, ganz nahe dem schönen Friedhofe des Fleckens. Er ist Totengräber und Meßner an der Gottesackerkapelle und Wächter im Totenhause. Obwohl die Pfarrei nur etwa 3000 Seelen hat, so ist sie doch im Besitze eines Totenhauses, was man sonst nur in Städten findet.

Dieser Totengräber ist ein rauher, unzugänglicher, hartherziger Mann, der sich nie um die kranke Frau umsieht, sich niemals nach ihr erkundigt und den Knaben der Frau zornig anfährt, wenn er ihm begegnet. Mutter und Sohn sehen doch einen Wohlthäter in ihm, weil er ihnen die Kammer umsonst überlassen hat. Das that er aber nicht aus mitleidiger Liebe, sondern aus Furcht vor seinem Pfarrer, der dieses Ansuchen an ihn stellte.

Diese zwei, die kranke, kummervolle Witwe und ihr Heinrich, ein gar frommer Knabe, hängen innig an einander und sind ganz auf einander angewiesen.

Ach, das ist eine kummervolle, freudenlose Jugend für unsern Heinrich.

Manchmal liest er seiner Mutter vor aus einem Trostbuche, und was er nicht versteht, das erklärt sie ihm, denn sie hatte eine gute Erziehung und einen gründlichen Religionsunterricht in ihrer Jugend genossen.

Gern und oft sprach sie mit dem Knaben von ihrem nahen Tode und bat ihn innig, doch recht fromm zu bleiben, Gott zu fürchten und die Sünde zu meiden, auf daß er einmal nicht so unglücklich werde, wie sie geworden.

„Heinrich, wenn ich einmal im Grabe ruhe, o bete viel für mich, ich brauche es notwendig; o, mir ist so bange vor dem Sterben, und ich fürchte das Fegfeuer arg."

Der arme Knabe war jedesmal voll Schmerz, wenn er seine Mutter vom nahen Tode reden hörte

und von ihren Fehltritten, die er nicht kannte und von der zu fürchtenden Strafe. Einst glänzte die Abendsonne gar hell und freundlich von den grünen Hügeln und waldumgrenzten Höhen her und beleuchtete die grasbewachsenen Gräber und die Kreuze der Grabsteine. Still saß Heinrich am Schmerzenslager seiner lieben Mutter. Da sagte diese mit leiser Stimme: „O lieber Heinrich, mir ist gar weh im Gemüte; ich fühle, es naht mein letztes Stündlein. Hol' mir doch den Herrn Pfarrer. Ich möchte noch einmal all meine Sünden beichten, den Leib des Herrn als Wegzehrung und die heilige Ölung empfangen und dann kann ich ruhig auf mein letztes Stündlein warten."

Heinrich wurde gar traurig. Weinend sagte er: „O teures Mütterlein, o du darfst noch nicht sterben! Ohne dich kann ich nicht leben, ich armer, armer Knabe! O bleib bei deinem Heinrich! Was fange ich an, wenn ich dich nicht mehr habe? O, dann bin ich so allein, so mutterseelenallein in der Welt. O Mütterlein bleib bei deinem Heinrich!" Und er weinte laut.

Da fing das Glöcklein der Kapelle zu läuten an. Man holte eine Leiche vom Leichenhaus und trug sie zu Grabe. Viel Volk ging mit und nicht Wenige weinten so laut, daß man es bis an die Krankenstube hörte.

Martha sagte: „Es ist doch schön, so beweint und betrauert begraben zu werden und dann zu ruhen im kühlen Schoß der Erde! Doch da ruht

nur der Leib; die Seele kommt vor Gottes Richterstuhl!"

„Wie schwer wird das Sterben, wenn man unversorgte Kinder zurückläßt, o Heinrich, lieber Heinrich, wie wird das doch dir ergehen, wenn ich die Augen geschlossen habe! O, wie dauerst du mich."

Und sie schwieg und schaute ihn ernst an; dann sprach sie: „Verzage nicht! Du hast einen Vater im Himmel, der wird für dich sorgen, wenn du ihn nicht verlässest. Und deine Himmelmutter ist Maria, die Trösterin der Betrübten! Ihr empfehle ich dich an!"

„Nun geh' und hole mir den Seelenhirten!" Dann sank sie müde auf das Kissen zurück, Heinrich aber eilte davon, um den Hirten zu holen zum kranken Schäflein.

2. Die Mutter tot.

Der Herr Pfarrer war bald da. Er fand die Witwe Martha recht schwach und hielt es für gut, ihr heute noch, obwohl es schon Abend werden wollte, die letzten Tröstungen zu reichen, was Martha auch gerne annahm. Die Versehung war stille, denn die Leute waren alle auf dem Felde beschäftigt. Der Hausherr, der harte Gottesackermann, trug nur ungern die Laterne! O, das war eine traurige Versehung! Heinrich mußte selbst das Glöcklein läuten

zur Begrüßung des heiligsten Sakramentes, das nur einige mitleidige Frauen begleiteten.

Martha empfing bei vollem Bewußtsein und voll Vertrauen auch noch den Sterbablaß, dann schlummerte sie sanft.

Heinrich saß still an ihrer Seite, nachdem der Herr Pfarrer sie verlassen hatte. Als sie aus dem Schlummer erwachte, war es Nacht geworden und ein schwaches Lämpchen erleuchtete das Sterbegemach. Nun gab sie sanft und gerührt ihrem Heinrich die letzten Lehren und Ermahnungen. „Ich habe dir vieles aufgeschrieben, was du jetzt noch nicht verstehst, später aber ganz verstehen und auch schätzen wirst."

„Nun ist Ruhe in mein Herz gekommen, und ich sterbe gern. Ich opfere mein Leben zur Genugthuung meiner Sünden und stelle dich Gott anheim. Der kann und wird besser für dich sorgen, als ich es vermöchte. Auf dir, guter Heinrich, wird der Segen des vierten Gebotes ruhen, und ich segne dich, dankbar für die viele Liebe, die du mir erwiesen hast. Du hast mir nie einen Verdruß gemacht; du warst stets ein gutes Kind!"

Jetzt schwieg sie, denn sie war müde geworden. Lange lag sie ruhig und schweigsam da.

Als sie sich wieder etwas erholt hatte, sprach sie so lieb und warm, wie sie nie geredet im Leben: „O, Heinrich, liebster Heinrich! bleib doch gut! Bewahre deine Unschuld; sie ist dein höchstes und schönstes Gut! Und wenn du später Gutes thun

kannst, thue so viel du kannst. O, das wird dich trösten, wenn auch du einmal zum Sterben kommst." Und wieder fiel sie in ihr hartes Kopfkissen zurück. Heinrich reichte ihr gerührt einen Trunk frischen Wassers.

„Vergelt's Gott," sagte sie, „o wie ist dieser Trunk so labend. Dem lieben Heiland hat man Galle und Essig gereicht."

„Heinrich, ich habe dich fromm und christlich erzogen, das tröstet mich. O, ich hätte dir noch vieles zu sagen," sagte sie schon ganz schwach, „aber ich vermag es nicht; ich habe es aufgeschrieben." — „Heinrich, bleib Gott und deiner Kirche treu und vergiß deine arme Mutter nicht!"

Das waren die letzten Worte der Mutter Martha. Sie drückte das Sterbkreuz an ihre blassen Lippen und verschied!

Heinrich war ganz ergriffen. Heiße Thränen rollten über seine Wangen, er schluchzte laut. Wie bewußtlos lag er auf den Knieen vor der Entschlafenen. Dann ergriff er ihre kalte Hand und preßte sie an sein Herz und weinte laut auf.

Das mußte der Totengräber gehört haben. Er kam in die Stube herauf, was nur ganz selten geschah!

Er sah den Knaben in seinem großen Schmerze, doch er hatte kein mitleidiges, teilnamvolles Wort, obwohl er Familienvater war. Sein Herz war hart geworden. Den Grund davon wird die Erzählung klar machen.

Ihm war die arme Witwe eine Last gewesen, und oft hatte er ihr im Stillen den Tod gewünscht; denn die Krankheit dauerte ihm zu lange.

Er fuhr den Knaben mürrisch an und verbot ihm das Jammern!

„Sie ist tot und bleibt tot, und mit allen Thränen kannst du sie nimmer zum Leben erwecken. Man kann nicht ewig leben auf Erden“, das war der ganze Trost, den dieser harte Mann für den armen Heinrich hatte.

Er wollte dem Knaben etwas zu essen holen, allein Heinrich konnte nichts essen. Der große Schmerz ließ es nicht zu, er wies jede Nahrung von sich.

Am andern Morgen ging er ins Pfarrhaus, um die Beerdigung zu besorgen. Er hoffte nun den Knaben anzubringen, der ihm schon lange wie seine Mutter eine Last gewesen war.

Er erwartete, daß der Pfarrer den Knaben zu sich nehme, denn allein konnte er doch nicht in dem Dachstübchen bleiben, und ihn zu sich nehmen, daran dachte er nicht, der geizige Mann. Seine Kinder hätten vieles von dem frommen Knaben lernen können, und er selbst hätte ihn leicht ernähren können, denn er war mit Glücksgütern gesegnet.

Schon bald kam der Pfarrer in das Stübchen. Voll Liebe und Teilnahme tröstete er das Kind:

„Lieber Heinrich, das hat Gott gethan,“ sagte er voll Innigkeit; „deine Mutter hat ausgelitten. Es geht ihr jetzt besser, als bisher. Sie ist am

Thron Gottes, oder kommt bald dahin, und schaut auf dich herab. Du wirst sie einst wieder sehen."

Und noch viel Schönes sagte er dem Knaben.

Diese Worte machten einen unbeschreiblichen Eindruck auf das junge, schwerverwundete Herz.

So schön und ergreifend hatte er bisher noch nie reden gehört. Sein unschuldiges, empfängliches Gemüt war geöffnet für diese Trostworte. Zum erstenmale wurde Heinrich so recht inne, welcher Trost und welche Kraft im Worte Gottes liegt, er fühlte den Trost des heiligen Geistes. —

Nie hätte er es geahnt und geglaubt, daß er nach einem so herben Verlust so ruhig und zufrieden sein könne. Es war ihm, als ruhe die segnende Hand seiner abgeschiedenen Mutter auf seinem gramerfüllten Haupte. „Selig, die da trauern und weinen, denn sie werden getröstet werden."

Nachdem sein Tröster sich entfernt hatte, nicht ohne seine tote Mutter und ihn zu segnen, setzte er sich wieder zur Leiche. Wieder ergriff er die kalte Hand und bedeckte sie mit seinen Küssen.

Sein Auge blieb trocken und ruhig und schmerzvoll blickte er in das erloschene Mutterauge.

„Du wirst sie wiedersehen und wiedererkennen" hat der Pfarrer gesagt!

O Trost des Wiedersehens und Wiedererkennens im Jenseits!

Am Abende kam der Pfarrer nochmals, wirklich ein guter Hirte, der es verstand, mit den Traurigen zu trauern.

Er bot dem Doppelwaisen an, ihn zu sich in den Pfarrhof zu nehmen und für ihn zu sorgen wie ein Vater und wie eine Mutter.

Nun fiel Heinrich auf die Knie nieder vor dem Hirten und bat: „O, trennen Sie mich nicht von dem Grabe meiner Mutter. Da will ich weilen mein Leben lang. Da werde ich ihre letzten Mahnungen gewiß nicht vergessen.“

Vom Pfarrer wandte er sich an den Totengräber, der zur Seite stand. Er umklammerte seine Knie und rief: „O, verstoßet mich nicht; lasset mich in dem Stübchen, beim Grabe meiner unvergeßlichen Mutter!“

Zum erstenmale seit langer Zeit fühlte der harte Mann ein menschliches Rühren.

Der Pfarrer, der diesen kindlichen Schmerz wohl zu würdigen wußte, verargte es dem schmerzerfüllten Knaben nicht, sondern sagte: „Nun, so bleibe eine Zeit lang da. Die Vorsehung wird dich schon zur rechten Zeit wegführen; vielleicht ist es der Weg zu deinem Glücke.“ Damit wurde der erfahrene Herr, wie die Geschichte zeigen wird, ein Prophet. Er fügte hinzu: „An mir wirst du allezeit einen väterlichen Freund haben“.

Heinrich dankte herzlich und war voll Freude, der Totengräber aber war gar unwillig, weil der Knabe, wie er sich ausdrückte, betrogen habe. Er hatte nämlich fest darauf gerechnet, daß er den ihm lästigen Knaben anbringe. Er rechnete ihm genau

vor, wie viel er ihm koste. Er hatte das Kämmerchen schon im Geiste an zwei Personen vermietet.

So lange der Pfarrer anwesend war, unterdrückte der geizige Mann seinen Ärger, ja er gab sich sogar Mühe, mitleidig zu erscheinen; nachdem aber der gefürchtete Pfarrherr fort war, da ließ er seinem Unwillen und Zorn vollen Lauf vor der Leiche.

Heinrich sagte kein Wort. Er sah seine tote Mutter an und weinte.

Bis zur Beerdigung verließ er die Leiche nicht. Sein Schmerz verwandelte sich in stilles Weinen.

Als die Träger die teure Leiche abholten, um sie zu Grabe zu tragen, da schrie der Knabe laut auf. Er wankte zum frischen Grabe. Dort sank er ohnmächtig nieder. Die wenigen Anwesenden hatten großes Mitleid mit dem armen Knaben. Als die ersten Schollen auf den Sarg fielen, kam er wieder zum Bewußtsein. Nun konnte er nicht mehr weinen, sein Schmerz war zu groß. Er blieb am Grabe allein, bis alle fort waren. Am liebsten wäre er auch gestorben. Es war ein krankhafter Schmerz. Heinrich setzte sich auf das Grab und blieb, bis die Sterne am Himmel sichtbar wurden. Da kam der Totengräber in den Friedhof, der sich den ganzen Tag nicht um ihn gekümmert hatte. Er rief ihm zu: „Steh auf, nun ist es genug gejammert. Jetzt muß es anders werden. Nur dem Pfarrer hast du es zu danken, daß ich dich behalte; aber das Stübchen darfst du nicht behalten, du mußt nun

arbeiten und etwas verdienen. Ich bin alt und werde gebrechlich; das Wachen bei den Leichen kommt mich schwer an. Das sollst du von nun an thun. Du kannst in der Totenkammer gleich auch Wohnung nehmen und zum Essen kannst du zu uns ins Haus kommen, oder man trägt es dir hinüber!"

Ein anderer Knabe wäre erschrocken, Heinrich aber freute sich. Er stand auf und küßte dem rauhen Manne dankbar die Hand.

Das rührte diesen, und er schämte sich seiner Härte. Und was war die Ursache dieser beinahe unverständlichen Freude des sonderbaren Knaben? Nur das Grab seiner teuren, unvergeßlichen Mutter. Dasselbe lag ganz nahe seiner künftigen Wohnung. Das Fensterchen, das von der Kammer in den Kirchhof hinausging, sah gerade darauf hin. Das war es, was dem Knaben die dunkle, schwarze Kammer, die jeder andere gescheut hätte, so lieb und wert machte. Ja, „die Liebe ist stärker als der Tod."

3. Der neue Dienst.

Schon in den Morgenstunden des folgenden Tages brachte Heinrich sein armes Lager in die neue Kammer und stellte es ganz nahe an das Fensterchen, so daß er von demselben das Grab seiner Mutter ganz bequem sehen konnte. Über demselben hing er das hölzerne Kruzifix auf, das seine

sterbende Mutter noch in ihren zitternden kalten Händen gehabt hatte. Es war das einzige Erbstück.

Der Tod seiner Mutter und der Umgang mit dem würdigen Pfarrer hatten in seiner jungen Seele schnell eine große Veränderung hervorgebracht. Er war in seinem Wesen ernst und älter geworden. Aus dem einfachen, natürlich unschuldigen Knaben war plötzlich ein denkender, gesetzter Jüngling geworden dem Geiste nach, wenn er seinem Leibe nach auch noch ein Knabe blieb.

Von nun an durfte er täglich wenigstens eine Stunde den Herrn Pfarrer besuchen, der ihm Belehrungen und Bücher gab. Die Zeit, die ihm neben seinen Arbeiten übrig blieb, benützte er dazu, seine Kenntnisse zu bereichern. Er hatte bisher nie im Sommer eine Schule besucht, auch im Winter nicht fleißig und regelmäßig; denn damals war das Schulwesen nicht so geordnet wie heutzutage. Der Lehrer in der Filiale, wo seine Mutter weilte, war zugleich Schuhmacher und Maurer; die Bezahlung war jämmerlich. Ein eigenes Schulhaus gab es in dem Weiler gar nicht. So war es in der gepriesenen „guten alten Zeit“.

Der gute Pfarrer und ein junger, recht lieber Kaplan halfen dem verkümmerten Knaben und sie entdeckten in ihm viele Geistesanlagen und ein goldenes, tiefes Gemüt, ein Herz, reich an barmherziger Liebe. Und zu Werken der Barmherzigkeit fand er bald ein reiches Feld, wie es wohl nur wenigen Knaben von seinem Alter möglich wurde. Der schönste

Wirkungskreis hatte sich ihm eröffnet. Wenn Leichen gebracht und besucht wurden, da gab es viel Gelegenheit, zu trösten, und das konnte er, wie wenige Erwachsene es können. Er hatte nicht selten die Weisheit, wie ein erfahrener Greis, denn in der Leidensschule lernt man schnell und viel.

Er bettete die Toten schön ein, zierte ihr Lager und die Gräber mit Blumen, und erhielt vom Pfarrer mancherlei kleine Aufträge und Arbeiten, die er alle treu, pünktlich und gewissenhaft besorgte. Der menschenfeindliche Totengräber übte ihn täglich in der Tugend der Selbstverleugnung. Er half ihm die Eigenliebe überwinden, mit der gar viele Menschen das ganze Leben nicht fertig werden.

Eine lehrreiche Schule war für ihn das vergangene Leben jener, die als Leichen unter seine Hände kamen.

Der Totengräber kam täglich, um nachzusehen, ob sein junger Stellvertreter seine Sache auch gut mache. Da wußte er über jeden Toten gar viel Böses zu erzählen. Er hatte eine giftige Zunge, die keinen Toten verschonte. Die Angehörigen lobten ihre lieben Verstorbenen und nichts Gutes, das sich sagen ließ, wurde vergessen, treu dem Spruche: „Willst du gelobt werden, so stirb".

Heinrich hörte so viel, daß er es manchmal gar nicht ertragen konnte; das Gehörte machte ihm viel Herzweh, bereicherteaber seine Menschenkenntnis. Oft fühlte sich das junge Herz ganz unglücklich

über das, was der Alte alles aus dem vergangenen Leben der Verstorbenen erzählte!

Heinrich konnte mit ansehen, wie so mancher im Leben nicht gekannte oder verkannte Wohlthäter mit dankbaren Thränen geehrt wurde, während hartherzige Reiche unbeweint und unbetrauert blieben. Äußerer kalter Prunk mußten die Thränen ersetzen.

Der Ort wurde wegen seiner würzigen, gesunden Luft viel von Fremden, besonders von Brustkranken und Schwindsüchtigen besucht. Manche starben und wurden dort auch begraben. Sie erhielten nicht selten reiche Kleider und Goldschmuck. Wenn sie so da lagen in ihrem reichen Schmucke vor Heinrichs Augen, so konnte er die Trüglichkeit und Nichtigkeit alles Irdischen früh schon tief zu Gemüte führen. Manch kostbares Monument aus Marmor oder Stein wurde über den Gräbern der Reichen errichtet; das Grab seiner Mutter schmückte nur ein einfaches Kreuz aus Holz, das Zeichen des Sieges über Tod und Grab und der Hoffnung auf die dereinstige Auferstehung.

So wuchs Heinrich heran zur Freude seines Pfarrers und nach den Herzenswünschen seiner verblichenen Mutter, deren Grab er täglich besuchte und mit Blumen zierte, so lange es deren gab.

Nun war er 14 Jahre alt, und noch dachte er nicht daran, seine Stellung zu verändern. Es sagte der Pfarrer manchmal:

„Nun ist es Zeit, daß du dich für einen Lebens-

beruf entschließest, in dieser Totenkammer kannst und darfst du nicht dein ganzes Leben hinbringen."

Diese Worte gingen Heinrich tief zu Herzen. In stiller, schlafloser Nacht dachte er darüber nach und flehte zu Gott und Maria und zum hl. Joseph, daß sie ihn den rechten Beruf finden lassen und den passenden Weg zu demselben. Ein schrecklicher Vorfall sollte bald eine Änderung herbeibringen, ganz unverhofft.

4. Ein düsteres Geheimnis.

Ein sehr reicher Mann war begraben worden. Die Seinigen gaben ihm viele Kostbarkeiten mit ins Grab, während die Armen leer ausgingen. Sein Grab war ganz nahe bei dem teuren Grabe seiner Mutter.

Einmal saß Heinrich in der Nacht auf dem Grabe seiner Mutter und las bei dem Lichte eines Lämpchens aus einem Buche, wie er das oft zu thun pflegte, wenn er Nachtwache hielt bei einer neu angekommenen Leiche.

Heute zog und trieb es ihn mit Macht hinaus auf das Grab seiner Mutter. Es war stockfinstere, rabenschwarze Nacht. Kein Sternlein war zu sehen am schwarzbewölkten Himmel. Der Knabe war ganz vertieft in eine Betrachtung über das Jenseits und über den reichen Lohn im Himmel. Er dachte frischer als je an seine Mutter, an ihr langes, schweres Leiden und an ihre stillen Reuethränen.

Schmerzlicher als je fühlte er jetzt die Trennung vom Liebsten, was er hienieden hatte, von seiner Mutter, und er weinte.

Er vermeinte, in der Nähe etwas zu vernehmen, ein ihm neues, unbekanntes Geräusch. Er horchte und horchte. Es war alles ruhig wie zuvor. Etwas erschreckt und neugierig zugleich, ging er dem Platze zu, von woher das Geräusch kam.

Plötzlich sah er — welche Überraschung — bei dem matten Scheine seiner Lampe eine hohe Gestalt, die nahe vor ihm stand. Ein Lämpchen, das auf dem nahen Grabe stand, beleuchtete diese unheimliche Gestalt.

Dieser Anblick verwirrte ihn zuerst, dann aber faßte er Mut und ging näher hin. Zum Tode erschrocken, wich nun die Gestalt zurück; es war niemand anders, als der rauhe, feindselige, unliebenswürdige Totengräber. In der Hand hielt er eine große Schaufel. Zorn und Schrecken, Scham und Überraschung spiegelten sich ab in dem tief durchfurchten Gesichte. Es lag klar, eine Leichenhyäne war bei ihrer unsaubern Arbeit jählings überrascht worden, und zwar von dem lästigen Knaben Heinrich.

Als der Totengräber, — denn der war es, — den Knaben erkannte, fuhr er ihn roh an und hieß ihn augenblicklich in seine Kammer zurückkehren. „Dort ist dein Platz, nicht hier unter den Gräbern,“ herrschte er den Knaben an.

Ohne ein Wort zu sagen, ging Heinrich in seine Kammer. Er war tief ergriffen von dem, was er gesehen und erfahren hatte. Es war das erste Geheimnis in seinem Leben, aber ein düsteres Geheimnis, das centnerschwer auf ihm lastete. Es war ihm klar, der Totengräber war daran, das Grab des Reichen zu schänden und dessen Leiche zu bestehlen. Und in diesem schändlichen Thun schien er kein Neuling mehr zu sein.

Daß er diese bitter-traurige Erfahrung nicht bei sich behalten dürfe, das sagte ihm sein gerechtes Gefühl; zugleich mußte er sich sagen, daß mit der Offenbarung dieses Geheimnisses die Abschiedsstunde vom Grabe seiner Mutter, vom liebsten Plätzchen auf Erden, für ihn schlagen werde; darüber war er sich klar. Es fiel ihm schwer, weil er in dem unglücklichen Manne doch eine Art Wohlthäter sah, so rauh er ihn selbst und seine Mutter behandelt hatte. Er kam nun auf den Gedanken, dem Totengräber sein Verbrechen vorzuhalten und erst, wenn das nichts helfen würde, dem Pfarrer Anzeige zu machen.

Während er so hin und her überlegte, kam der Mann zu ihm herein, auf der rechten Schulter die Schaufel und die Lampe in der linken Hand. Er war ganz verstört in seinen Zügen.

Freundlicher als je setzte er sich zu Heinrich, der starr vor sich hin sah und dem vor dem schrecklichen Manne graute. Und er hub an: „Lieber Heinrich! Du bist vorhin Zeuge eines Geheimnisses

geworden, das ich bisher bei mir begraben hatte, das ich dir aber schon länger mitteilen wollte.

„Du hast gesehen, wie ich die Thorheit der Menschen, den Toten unnütze Pracht ins Grab mitzugeben, für mich nützlich mache. Diese Arbeit ist beschwerlich, ich werde alt und kann sie beinahe nicht mehr bewältigen; darum habe ich dich bestimmt, mir auch hierin an die Hand zu gehen. Kannst du schweigen? Die Leute brauchen es nicht zu wissen! Du wirst es nie bereuen.“ Heinrich zitterte. So nahe war das Verbrechen noch nie an ihn herangetreten, so eindringlich sprach es noch nie zu ihm.

Er fiel vor dem Totengräber auf die Kniee und bat und beschwor ihn: „O lasset ab von solchen Gräuelthaten; sie bringen euch mit Weib und Kind ins Verderben!“

Der Totengräber schwankte zwischen Lachen und Zorn. „Bist du so furchtsam, Heinrich?“ sagte er ganz gelassen. Dem Knaben stand die Frevelthat in ihrer ganzen Schwere vor seiner reinen Seele. Er lehnte sich schaudernd an die kalte Mauer. „Wenn du so kindisch bist und mich verrätst, dann ist das Verderben dir näher als mir; dafür werde ich zu sorgen wissen,“ drohte nun der alte Sünder.

Heinrich bebte an allen Gliedern. Für so verkommen hatte er den Geizhals doch nicht gehalten. Es stand fest in seiner Seele, daß er in dieser so schwierigen Frage Rat und Rettung bei seinem Pfarrer suchen müsse.

„Nun, wozu hast du dich entschlossen, Heinrich?“ sagte kalt der Totengräber.

„O, stehet ab vom bösen Wege, ich bitte euch, denket an die Ewigkeit!“

In diesem Augenblicke läutete die Hausglocke. Zwei Männer brachten einen Toten mit offenem Gesichte, ganz unbedeckt. Erschüttert sprang der Totengräber auf, denn der Tote war einer seiner besten Freunde, den ein jäher Tod getroffen hatte.

Es war das eine laute Mahnung an sein Gewissen. Doch bald war der alte Mann wieder ruhig. „Besinn dich eines Besseren! Wenn ich bis am Morgen keine befriedigende Antwort habe, so kannst du mein Haus verlassen,“ sagte er ganz kalt beim Weggehen.

Zu diesem Verunglückten kam noch die Leiche einer bejahrten Frau. So wurde Heinrich verhindert, zum Herrn Pfarrer zu gehen.

Er hatte einen gewaltigen innern Kampf. Mit Schrecken bemerkte er, daß selbst das Fürchterliche dieses Verbrechens nach und nach in seinen Augen abnahm vor dem Wunsche, nicht verjagt zu werden von dem ihm so lieb gewordenen Orte. Es drangen sich ihm allerlei Entschuldigungen und Beschönigungen auf, daß Niemand dadurch Schaden gelitten, daß die Toten an den Kostbarkeiten doch nichts haben, der Totengräber und seine Familie aber alles gut benützen könnten und dergleichen mehr. Dann kam ihm die Trennung vom Grabe seiner Mutter so schwer und schrecklich vor, daß er bei sich zweifelte,

ob er von dem nächtlichen Vorfalle jemanden etwas mitteilen solle.

Zu der alten Frau war ihr blinder Mann gekommen. Er zeigte überaus großen Schmerz über den Tod seiner Ehefrau. Inniges Mitleid ergriff den Knaben und er vergaß eine Zeit lang seinen eigenen Schmerz.

Bald kam es ihm vor, als sei die That des Totengräbers nicht schlecht, und er dürfe ihm behilflich sein, ohne seine Gewissensruhe zu verlieren. Dann erschrak er vor sich selbst und vor dieser Anschauung. Es brach die Nacht an, eine Nacht von großer Tragweite für unsern Heinrich.

5. Ein verlorener Sohn.

Heinrich war allein bei den zwei Toten und dem alten, blinden Manne, der erschöpft eingeschlummert war und in einer Ecke lag. Der Mond schien silberweiß in die stille Kammer. Heinrich las heute in keinem Buche; er war zu sehr aufgeregt. Er sah durch das geöffnete Fenster in die mondhelle Nacht hinaus. Er war voll zweifelnder Gedanken. Da hörte er an der kleinen Pforte klopfen. Anfangs beachtete er es nicht in der Meinung, ein Luftzug habe das Klopfen veranlaßt. Es klopfte wieder und nochmals. Der Knabe meinte, es könne der Herr Pfarrer sein, der nach ihm sehen wolle und öffnete das Thörchen. Im Strahle des Mondes

sah er einen ganz fremden, rüstigen, noch nicht alten Mann, der in seinem Gürtel Waffen trug.

Sein Gesichtsausdruck war trotzig und rauh, seine Kleidung sonderbar, doch sein Auge blickte sanft und beinahe schüchtern. Heinrich frägt verwundert, was er um diese Zeit in diesem Trauerhause suche. Der Mann schien um die Antwort verlegen, endlich bat er um die Erlaubnis, in die Totenkammer eintreten zu dürfen. Das wunderte den Knaben noch mehr. Der Fremde bat so demütig und gelassen um diese Erlaubnis, daß Heinrich jede Furcht ablegte und ihn zu den Toten führte. Heinrich ging mit der Lampe voran, der sonderbare Fremde folgte nach. Er sah suchenden Blickes um sich. Als er die Leiche der alten Frau erblickte, stürzte er vor der Leiche nieder und ergriff ihre Hand, die er zitternd bald wieder los ließ. Nun verhüllte er sein Gesicht und weinte. Lange kniete er so da. Als er ruhiger geworden war, bedeckte er die tote kalte Hand mit heißen Küssen. Zweimal wollte er sich entfernen, und immer kehrte er wieder zur Leiche zurück, von der er sich nicht trennen konnte.

Heinrich war erstaunt, und es war ihm klar, daß hier ein großes Geheimnis obwalte.

Endlich verließ der geheimnisvolle Fremde die Tote und drückte dem Knaben dankbar eine Goldmünze in die Hand. Heinrich wies das Geschenk ernst zurück. „Ich will keine Gabe, aber erlaubt mir eine Frage: Wer seid ihr? und warum hat euch der Anblick dieser Leiche so tief bewegt?“

„Ich bin ein Unglücklicher," sagte der Fremde, „und diese Frau war auch unglücklich. Sie ist meine Mutter, und ich bin ihr verlorener Sohn." Und wieder fing er zu weinen an. „O meine Mutter, meine unglückliche Mutter", rief er, „o wie schwer habe ich gefehlt! Wie viel Herzeleid habe ich dir bereitet! Ich habe dich durch Kummer und Sorgen in das Grab gebracht! O, ich armer, verlorener Sohn! Wie wird mir Gott noch verzeihen?"

Heinrich war zu tiefst ergriffen.

Diese Frau, die als Leiche dalag, war einst die Besitzerin von großen Gütern. Sie hatte nur einen Sohn, den sie zärtlich liebte, auf den sie alle ihre Hoffnung setzte. Er sollte einmal der Erbe ihres großen Reichtums werden. Der einzige Sohn wurde sorgsam erzogen und mit ihm eine Doppelwaise, welche die Mutter aus Mitleid zu sich genommen hatte. Das arme Mädchen wurde gehalten, wie das eigene Kind im Hause. Es wurde, wenn das Waisenkind fromm und dankbar bleibe, eine schöne Aussteuer in Aussicht gestellt. Doch die Waise lohnte die viele Liebe mit großem Undank.

Sie kam schon verwahrlost in das Haus und blieb verdorben. Als Heuchlerin wußte sie Vater und Mutter und alle im Hause zu täuschen. An ihr wurde eine Schlange großgezogen, die das Gift der Verführung früh schon in das unschuldige Herz des Sohnes zu träufeln wußte.

Sie machte nicht nur den Sohn des Hauses leichtsinnig, sondern bestahl auch ihre Pflegeeltern,

wo sie nur konnte, in der gemeinsten Weise. Alles blieb lange verborgen, auf einmal brach das ganze Unglück los und brach über die Familie herein. Der Sohn stahl seinen Eltern eine große Summe, entfloh mit dem leichtsinnigen Mädchen aus dem elterlichen Hause und verpraßte das entwendete Geld.

Als es verschwelgt war, verstieß er jene, die ihn so unglücklich gemacht und in das Verderben gezogen hatte.

Noch hätte geholfen werden können, wenn der verführte, verblendete Jüngling gleich dem verlorenen Sohne reumütig zu Vater und Mutter zurückgekehrt wäre. O, gewiß, sie hätten ihn huldvoll aufgenommen und hätten ihm verziehen, allein das ließ sein Stolz nicht zu. Er sank immer tiefer und wurde zuletzt ein Räuber.

Groß war der Schmerz und die Schande der Eltern. Der Vater weinte sich blind und die Mutter kümmerte sich zu tot. Man sah sie nie mehr froh, nie mehr lachen, sie betete und weinte viel um ihren einzigen, verlorenen Sohn, bis der Tod sie erlöste von ihrem kummerreichen Leben. O, was ist es doch um die Leidenschaften des menschlichen Herzens!

Das ist die Geschichte der Frau, die im Totenhause lag und des blinden Mannes, und ihr lasterhafter Sohn weinte vor der starren Leiche.

Stets hatte er die Gegend gemieden, wo seine Eltern lebten, die nie mehr etwas von ihm erfahren hatten. Gestern war er in die Nähe gekommen,

und der Tod seiner Mutter kam zu seinen Ohren: Man sprach viel von ihrem Unglücke.

Nun erwachte in seinem verirrten Herzen wieder ein Funken der ersten Liebe zu seiner Mutter, und er entschloß sich, die Mutter, die er so tief gekränkt im Leben, wenigstens als Leiche zu sehen, abzubitten und zu weinen. Und das hatte er soeben gethan!

Der Anblick der toten Mutter und die herzliche Bitte Heinrichs, doch die Bahn des Verbrechens zu verlassen, erschütterte das noch nicht ganz verhärtete Herz des Räubers, und er verlor alle Fassung. Sein ganzes Leben zog an seinem Geiste vorüber, seine glückliche Kindheit, seine ersten Sünden und die ganze Reihe verlorener, in Sünden und Laster hingebrachten Jahre. Er hielt es nicht mehr aus bei der Leiche der zu Tod gekränkten Mutter, ganz vernichtet stürzte er zur Thüre hinaus. Da trat ihm Heinrich wie ein Mann in den Weg. Er fürchtete, der so schrecklich geweckte Verbrecher lege Hand an sich selbst an. „Was thut ihr? Wo wollt ihr hin?“ rief Heinrich und hielt ihn fest. „Fort, fort,“ schrie der Arme, „hier kann ich nicht länger bleiben; diesen Anblick halte ich nicht länger aus.“ Heinrich führte ihn nun sanft zurück zum Sarge der Mutter.

„Wollt ihr zum zweitenmale vom Herzen der Mutter euch dem Laster in die Arme werfen? Das darf nicht geschehen. Jetzt ist der Augenblick der Gnade für euch. Hört ihr den Gnadenruf Gottes, vielleicht den letzten, nicht? O, kehrt zurück zu eurem

Gott! Gebt euer Sündenleben auf! Wollt ihr denn für ewig von eurer Mutter getrennt werden? Noch ist es nicht zu spät. Jesus, der dem reuigen Schächer verziehen und ihm das Paradies verheißen hat, wird auch euch nicht verstoßen!“

Der Räuber blickte scheu zu Boden. Er wagte nicht, den Blick zu Heinrich zu erheben; auch die Leiche konnte er nicht mehr anschauen. Und Heinrich fuhr fort: „Sehet eure kalte Mutter noch einmal an! Sie hat nur um das Eine gebetet, ihren unglücklichen Sohn noch einmal zu sehen, doch das war ihr nicht vergönnt! Ihr sehet sie! O wie würde sie ihre Arme nach ihrem Kinde ausstrecken, dasselbe an ihr Mutterherz drücken und sagen: Mein Kind, ich habe dir verziehen! Kehre um und bessere dich, auf daß wir doch in Ewigkeit nicht von einander getrennt werden!“

Ein heißer Thränenstrom rann über die Wangen des Fremden. „O wehe mir! wehe mir!“ rief er. Ein wilder Zorn zeigte sich auf seinem Angesichte und er schrie: „Fluch dir, elende Verführerin, du hast mich namenlos unglücklich gemacht!“

„Mann, du bist schrecklich,“ sagte Heinrich. „Die mit dir gefehlt, hat gebüßt, mach’ es du auch so!“ Eine lange Pause trat ein. Dann sagte Heinrich: „Die Mutter bietet ihrem Kinde nochmal Versöhnung, zum letzten Male. Morgen deckt sie die kühle Erde!“

„Es ist zu spät,“ sagte der Unglückliche, „für mich gibt es keine Rettung mehr!“

„Es ist nicht zu spät, mein Sohn, o mein unglücklicher Sohn“, rief aus der Ecke der blinde Mann, der erwacht war und die Stimme seines Sohnes erkannt hatte.

Heinrich ergriff die Hand des erstarrten Räubers und führte denselben in die Ecke zum blinden Vater.

Nach so vielen Jahren tiefster Trauer ruft der gekränkte Vater nach seinem Sohn, hat ihn nicht verstoßen, also wird auch der himmlische Vater mich armen, elenden Sünder nicht verstoßen.

Nun brach die Rinde um sein Herz. „Vater, Vater!“ rief er, „kannst du mir verzeihen? O, verstoße deinen unglücklichen Sohn nicht!“

Als er seinen Vater erblickte, da rief er: „O, Gott, was habe ich gethan? Sein Haar ist bleich, sein Augenlicht ist erloschen, der ehemals so kräftige Mann ist gebrochen. Er sieht mich nicht mehr! O, ich unglücklicher Mensch!“ So jammerte er, der Verzweiflung nahe.

Der Vater sagte: „Hat mein Sohn mich gerufen? Lebt er noch, Ist er da? Komm in meine Arme, ich habe alles verziehen! O, daß ich meine Mariann nur noch einmal sehen könnte. Bald wird man sie zu Grabe tragen, und ich werde ihr bald nachfolgen.“

Der Sohn wollte sich seinem Vater in die Arme werfen, doch Heinrich verhinderte es. Er fürchtete, es könnte dem alten Manne schaden. Zu dessen Füßen lag aber plötzlich der Verlorene und bat unter heißen Thränen um Verzeihung und Vergebung.

Es war ein ergreifender Augenblick.

6. Die Christnacht.

Die Erlebnisse der letzten Tage, besonders der letzten, schauervollen Nacht hatten auf den Knaben einen großen Eindruck gemacht. Der Räuber stellte sich selbst vor Gericht, klagte sich über seine Verbrechen an und bat um Strafe zur Sühne seiner Missethaten. So hoffte er, seine Gewissensbisse anzubringen und den Frieden des Herzens wieder zu erlangen.

Die schrecklichen Folgen der Sünden nahmen dem jungen Herzen den Zweifel, ob er das Geheimnis offenbaren oder dem Totengräber helfen solle. Er war fest entschlossen, jede Beihilfe zu verweigern, und wenn er auch für immer von dem Grabe seiner Mutter getrennt würde. Um es auszuführen, bat er Gott um seinen Beistand.

Bald sollte er Gelegenheit haben, sich für das Gute gegen die Sünde zu entscheiden.

Nachdem der Alte den so willigen und freundlichen Heinrich alle Tage roher noch als früher behandelt hatte, war er einmal auffallend freundlich mit dem Knaben, der diese Seite seines Charakters bisher gar nicht gekannt hatte. Die Ursache dieser Freundlichkeit war Eigennutz. Wieder war ein Reicher begraben worden, dem man mehr Gepränge mit in das Grab mitgab, als den früheren. Dieses Grab wollte die Grabhyäne schänden und Heinrich sollte helfen. Heinrich weigerte sich standhaft. „Das

ist ein Verbrechen, Vater," sagte er, so sanft er nur konnte, „und ein Verbrechen dürfen wir nicht thun, es ist von Gott Vater verboten."

Über diese Worte geriet der Totengräber in einen Zorn, wie er ihn schon lange nicht mehr gehabt hatte. Er hob die Schaufel auf und verfolgte den gottesfürchtigen Knaben, der nur mit Mühe der blinden Wut des Rasenden entging.

Heinrich entfloh, so schnell er konnte, und kam erst zu einiger Ruhe und schöpfte wieder Atem, als er den Verfolger nicht mehr sah.

Was sollte er nun thun? Wohin sollte er gehen? Wo Trost und Aufnahme suchen? Zum Totengräber durfte er nicht mehr zurück, das war ihm klar. Nun kam ihm folgender Plan. Nahe beim Walde stand einsam ein Haus, das von armen aber mitleidigen Leuten bewohnt war. Dort wollte er den Abend erwarten und dann, wenn der Totengräber den Friedhof verlassen, in seiner Kammer sein Kruzifix, das Erbteil seiner Mutter und sein Buch holen, sowie die Kappe und Jacke, die er auf seiner schleunigen Flucht nicht mehr mitnehmen konnte. Und von da wollte er seinen besten Freund, den Herrn Pfarrer aufsuchen und ihm alles erzählen.

Und so machte er es.

Die Hausfrau nahm den sanften Knaben freundlich auf und stellte ihm ein Schüsselchen Milch hin und ein gesundes Roggenbrot.

„Iß so viel du magst“ sagte sie, fürcht' dich nicht. Ich habe noch zu thun, denn morgen ist Weihnachten. Bald komme ich wieder.“

Damit ließ sie unsern Heinrich allein. Er fühlte seine Verlassenheit mehr als je und doch war er getröstet im Gemüte. Er dachte an seine Mutter und ihr Grab, an den unglücklichen Räuber und seinen blinden Vater, an jene schreckliche Nacht, und mit Schrecken fiel ihm die letzte Zumutung des Totengräbers ein. Daß er nicht einwilligte, sondern ihm Vorstellungen machte, das tröstete ihn jetzt. Er vergaß darob das Essen. Nun setzte er sich an die Ofenbank und sang mit seiner hellen schönen Stimme folgendes Lied:

„Herr, Alles will ich leiden
Was Deine Hand mir gibt,
Will alle Liebe meiden,
Die Jesus, Dich nicht liebt.

*

Gib Heiligkeit dem Herzen,
Gib einen neuen Geist,
Der Dich in Lust und Schmerzen,
In Tod und Leben preist.

*

Herr, gib, daß fest ich glaube,
Gib Trost auf Erden schon,
Daß mir kein Zweifel raube
Der treuen Knechte Lohn.

*

Daß ich lobsingend ringe
Durch Nacht zum Morgenrot,
Daß ich den Tod bezwinge
Stark durch Dein Lebensbrot.

*

Ich weiß, vor Deinem Throne
In Füll' und Herrlichkeit
Ist Allen ja die Krone,
Auch mir ein Ort bereit.

Der Gesang hatte die Kinder angelockt. Bald kam auch die Mutter. „Du kannst aber schön singen" sagte sie, „woher hast du das schöne Lied?" „Das hat mich meine selige Mutter gelehrt und noch andere schöne, fromme Lieder." Und Thränen traten in seine Augen. „O, wie schön hat sie mir immer zu Weihnachten vom Jesuskindlein erzählt und von den frommen Hirten und den drei Weisen aus dem Morgenlande. Nun ist sie tot, und ich bin so mutterseelen allein und Niemand erzählt dem verlassenen Heinrich mehr Geschichten." Und er weinte.

Die Frau wurde von Mitleid gerührt. Sie setzte sich an den Spinnrocken und fing ihren Kindern und dem Heinrich so schönes zu erzählen an vom göttlichen Jesuskinde, von Maria und Joseph, vom Öchslein und Eselein an der Krippe, von Heu und Stroh, von den Engeln und frommen Hirten, daß ihm das Herz ganz aufging. Gerade so hatte ihm seine Mutter erzählt; er glaubte sie vor sich zu

sehen. Nun sang sie ihren Kindern ein gar schönes Weihnachtslied vor, das also lautet:

Müde vom Weinen
Hier auf der Erde,
Schlummert der Kleine;
Daß ihm im Schlummer
Ruhe doch werde,
Schweige, o schweige
Sausender Wind!
Stille, ihr Zweige, es schlummert mein Kind!

*

Grimmige Kälte
Droht ihn zu wecken,
Ach, und mir fehlen
Schützende Decken.
Heilige Engel
Die ihr dort flieget,
Kommt und erwärmet,
Kommet und wieget
Mein göttliches Kind!
Haltet die Zweige, sänftigt den Wind!

Das Antlitz des Knaben heiterte sich immer mehr auf. Bei so guten Menschen war er noch nie in seinem Leben gewesen. Er fühlte sich ganz heimisch hier.

Nun mußte auch er von seiner Mutter erzählen und wie es ihm jetzt ergehe.

„Singst du manchmal auch ein Lied?“ fragte die Frau. Heinrich antwortete: „Seit dem Tode meiner Mutter war das Lied, das ich soeben gesungen habe, das erste; mir war es nie um das

Singen, eher um das Weinen; denn ich bin ein armer, verlassener Knabe.“

„Nun, ich will dich etwas aufheitern und mit den Kindern ein Weihnachtslied singen, vielleicht kannst du auch mitthun:

„Was ist das doch ein holdes Kind
Das man hier in der Krippe findt?
Ach, solch' ein lieblich Kindelein,
Das muß gewiß vom Himmel sein.

*

Die Frau, die bei der Krippe kniet,
Und selig auf das Kindlein sieht,
Das ist Maria, fromm und rein
Ihr mag recht froh im Herzen sein.

*

Der Mann, der zu der Seite steht
Und still hinauf zum Himmel fleht,
Das muß der fromme Joseph sein,
Der thut sich auch des Kindleins freu'n.

*

Und was dort in der Ecke liegt,
Und nach dem Kindlein schaut vergnügt,
Ein Öchslein und ein Eselein
Das mögen gute Tierlein sein.

*

Und die dort kommen mit dem Hut,
Mit langem Stab und rundem Hut,
Das ist der Hirten fromme Schar,
Die bringen ihre Gaben dar.

Und was den Stall so helle macht
Und was so lieblich singt und lacht,
Das sind die lichten Engelein,
Die schau'n zu Thür und Fenster ein.

*

Und die dort kommen ganz von fern,
Und gläubig schauen nach dem Stern
Das sind der weisen Kön'ge drei
Mit Weihrauch, Gold und Specerei.

*

Und ob dem Hüttlein flammt der Stern,
Der leuchtet nah' und leuchtet fern;
Er leuchtet auch durch uns're Zeit
Und leuchtet bis in Ewigkeit.

*

Sei hoch gelobt du dunkle Zell!
Durch die die ganze Welt wird hell,
Klein Kindlein in Mariens Schoß,
Wie bist du so unendlich groß!

Kaum war das Lied zu Ende, da kam das kleinste Kind der Familie zur Thüre herein und reichte der Mutter ein hölzernes Kruzifix, das war dem Erbteil des Heinrich ganz ähnlich. Beim Anblicke dieses Kreuzleins ergriff den Knaben Schmerz und Sehnsucht, das kostbarste Andenken an seine Mutter zu retten. Es litt ihn nicht mehr länger in der Stube. Nachdem er sich höflich bedankt hatte, eilte er davon, der Totenkammer zu. Beide

Eingänge waren geschlossen und so mußte er durch die Wohnung des Totengräbers gehen. Da sah er die Fenster hell beleuchtet und ein großer Lärm drang durch dieselben. Es war die Christbescheerung für die Kinder. Ein großer Christbaum stand auf dem Tische, hell erleuchtet und voll Süßigkeiten. Unten lagen vielerlei Geschenke für die Kinder.

Als der Totengräber den Jungen sah, erwachte der alte Zorn, und er wollte ihn schon fortjagen, als die Kinder für den Knaben Fürbitte einlegten; denn sie hatten den sanften Heinrich lieb. Er durfte die Sachen ansehen, erhielt aber nichts von den vielen Süßigkeiten und Gaben.

„Für dich habe ich ein eigenes Geschenk, Heinrich“ sagte der grausame Mann, „ich will es dir holen.“ Er brachte eine alte Schachtel, auf der mit zitternder Hand geschrieben stand: „Meinem lieben Heinrich als Christgeschenk.“

Als Heinrich die alte Schachtel mit der Handschrift der Mutter sah, da hatte er große Freude. Er drückte sie an sein Herz und küßte dem Geber die rauhe Hand, so daß dieser sagte: „ein sonderbarer Knabe!“

Der Totengräber und seine Kinder hätten gerne den Inhalt gesehen, Heinrich eilte mit seiner Schachtel in seine Kammer. Dort öffnete er sie und was sah sein erstauntes Auge? Es waren Aufzeichnungen seiner Mutter, gleichsam ihr Testament, bestimmt für den heutigen Weihnachtsabend, den sie nicht mehr erleben sollte.

All' die guten, schönen Lehren, die sie lebend noch dem Heinrich ans Herz gelegt hatte, waren aufgezeichnet mit Enthüllungen aus ihrem Leben und gute Mahnungen für die Zukunft. Ein kostbares Büchlein für Heinrich!

Es war ein linder Winterabend, wie wir sie manchmal im Dezember haben. Heinrich nahm sein Lämpchen und setzte sich, wie er schon oft gethan, am Grabe der Mutter nieder und fing zu lesen an. Als er ganz vertieft war in den Inhalt dieser teuren Aufzeichnungen, da stand der Pfarrer hinter ihm, klopfte ihm auf die Schulter und sagte: „Gott sei mit dir, mein lieber Heinrich! Du bist ein braver, folgsamer Sohn!"

Der würdige Kinderfreund hatte für Heinrich eine Überraschung bereitet, eine Krippe mit einigen nützlichen Geschenken, und war gekommen, den Knaben abzuholen.

Wie war Heinrich voll Staunen und Freude über die Krippe und die Geschenke. Wohl eine Stunde lang blieb der Seelenhirte bei diesem seinem glücklichen Schäflein und sagte ihm viel Schönes von der heiligen Nacht und der schönen Weihnachtszeit, das dem Knaben unvergeßlich blieb.

Dann ließ er ihn allein bei seiner Krippe und ging auf sein Zimmer, um sich auf den Gottesdienst um Mitternacht in Gebet und Sammlung vorzubereiten.

Heinrich las in dem von der Mutterhand geschriebenen Büchlein und ging in das Hochamt,

das um 12 Uhr seinen Anfang nahm. Das war die entscheidendste Stunde für ihn, der Wendepunkt in seinem Leben. Heinrich war ganz ergriffen, besonders von dem Liede, das nach der hl. Wandlung vom Volke gesungen wurde. Es lautet also:

Es kam die gnadenvolle Nacht.

Es kam die gnadenvolle Nacht,
Die uns das Heil der Welt gebracht
Wie freute sich der Engel Schaar,
Da Jesus Christ geboren war!

Froh jubelte der Engel Heer:
Gott in der Höhe, Gott sei Ehr',
Und Friede, Freude, Seligkeit
Herrsch' auf der Erde weit und breit.

Aus gold'nen Wolken sangen so
Die Engel Gottes himmlisch froh,
Und himmlisch froh und hoch entzückt
Hat sie der Hirten-Schar erblickt.

Die hocherfreuten Hirten geh'n,
In Windeln Gottes Sohn zu seh'n.
Sie finden in der Krippe ihn
Und fallen auf die Kniee hin.

Und wer das holde Kindlein sah,
War froh und sprach: Der Herr ist da!
Es kommt sein gnadenvolles Reich!
Welch Kind ist diesem Kinde gleich?

O du, der Trost und Gnade gibt,
Der uns bis in den Tod geliebt,
Der uns zu Himmelserben weiht —
Sei hochgelobt in Ewigkeit!

Der du im Glanz als Sieges-Fürst
Zur Erde wieder kommen wirst,
Gewähre uns dein Gnadenlicht,
Wenn unser Aug' im Tode bricht!

Heinrich war ganz glücklich. Es schien alles verändert um ihn her. Er betete mit einem Vertrauen und mit einer Innigkeit, wie nie in seinem bisherigen Leben. In dieser heiligen Christnacht machte er das Gelübde, Priester zu werden, und wenn Gott ihm hälfe und es so füge, in der heiligen Nacht seine Primiz zu feiern.

Alle Leute hatten schon lange die Kirche verlassen, die Lichter waren ausgelöscht; nur Heinrich kniete noch in seiner Ecke und betete. Der Herr Pfarrer hatte lange auf ihn gewartet. Nun kam er nochmal in die Kirche herüber, um den Knaben zu suchen. Freude leuchtete aus den Augen des glücklichen Knaben. Er sagte: Hochwürden! Sie haben mich schon öfters gemahnt, meine bisherige Thätigkeit zu verlassen und mich für einen Beruf vorzubereiten. Nie wußte ich, was ich anfangen solle, nie auch wollte ich das Grab meiner Mutter verlassen. Jetzt bin ich im Klaren und weiß, was ich will. Ich will Priester werden und Gott dienen im Heiligtume mein Leben lang; helfen Sie mir

dazu, hochwürdiger, väterlicher Freund!" Das sagte er so fest, ruhig und voll Zuversicht, wie nur ein reifer Mann es sagen kann.

Hocherfreut antwortete der Pfarrer: „Darüber wollen wir heute nach dem dritten Amte reden. Jetzt lege dich zur Ruhe; denn du bist müde und aufgeregt. Friede den Menschen auf Erden."

Damit führte er den Knaben in sein Schlafgemach.

7. Eine Primiz.

Heinrich durfte nun ganz und für immer im Pfarrhause bleiben. Der Herr Pfarrer selbst und der Herr Kaplan gaben ihm Unterricht. Er faßte alles leicht und schnell und behielt das Gehörte und Gelernte treu in seinem Gedächtnisse.

Vom Pfarrer konnte er lernen, wie er es einmal als Priester machen solle; denn er war ein Muster von einem Seelsorger, ein eifriger Prediger, ein großer Kinderfreund; fromm und ganz seinem Berufe sich opfernd, besuchte er die Kranken oft und tröstete und beschenkte sie, ein wahrer Vater seiner Gemeinde.

Heinrich teilte dem Seelsorger das Geheimnis vom Totengräber mit, worüber dieser erstaunt, betrübt und erzürnt war. Bald ging er zu ihm, um ihm Vorhalt zu machen und zu bessern, fand ihn

aber krank. So verschonte er ihn noch und sagte vorläufig noch Nichts.

Auch der blinde Vater des Räubers starb. Heinrich besuchte ihn auf seinem Sterbebette und konnte ihm sagen, daß sein Sohn sich gebessert habe und Buße thue. Auf das hin vermachte er ihm eine ziemlich große Summe im Testamente, die zu wohlthätigen Zwecken verwendet werden solle, wenn sich sein unglücklicher Sohn nach 20 Jahren nicht zeigen sollte.

Heinrich besuchte oft das Grab seiner Mutter, schmückte es mit frischen Blumen und versah es mit Weihwasser.

Einmal vergaß er sich ganz und blieb lange, lange, bis der Mond am Himmel erschien. Als er endlich das Grab verließ und dem Ausgange zuschritt, da hörte er in einer Ecke des Gottesackers ein Wimmern und Ächzen. Einen Verunglückten vermutend ging er hin. Und wen sah sein erstauntes Auge? Den Totengräber. Er lag auf dem Boden und stöhnte. Die Züge seines Gesichtes waren auf fürchterliche Weise verzogen. Die Schaufel lag neben ihm. Heinrich wollte ihn aufheben; aber es gelang ihm nicht. Er schrie, so laut er konnte, um Hilfe. Da kam die Frau des Totengräbers. Beim Anblicke ihres Mannes sank sie ohnmächtig zu Boden.

Indes waren auch Männer herbeigeeilt. Sie brachten ihn mit viel Mühe in seine Wohnung. Es floß immer Blut aus seinem Munde. Heinrich

lief, den Herrn Pfarrer zu holen; bis dieser kam, hatte der Totengräber schon ausgeröchelt. Er starb, wie er gelebt hatte. Noch nicht ganz hergestellt von seiner Krankheit, ging er seiner alten Leidenschaft nach, und da ereilte ihn der Tod! Gott sei dem armen Sünder gnädig!

Bald nach diesem schrecklichen Vorfalle verließ Heinrich diesen Ort für immer. Der Pfarrer verließ zum größten Schmerze seiner Pfarrkinder die Pfarrei, auf der er so lange und so segensreich gewirkt hatte, und Heinrich zog mit ihm. Bald kam dieser an eine höhere Anstalt, wo er sich für den Priesterstand vollends ausbildete.

Als 12 Jahre ins Land gegangen waren und Heinrich 27 Jahre alt geworden war, wurde er zum Priester geweiht und hielt seine erste heilige Messe — Primiz — am hochheiligen Weihnachtsfeste, nachdem er in der Christnacht als Diakon das Evangelium und Ite missa est gesungen hatte.

Welche Freude hatte der alte Pfarrer, der indes ein Greis im Silberhaar geworden war. Einige Monate durfte der junge Priester an der Seite seines väterlichen Freundes im Weinberge des Herrn arbeiten zur größten Freude von Beiden; dann wurde der Hilfspriester von seinem Bischofe abgerufen und als Kaplan da angewiesen, wo er als Totengräber-Gehilfe so schreckliche Dinge erlebt hatte. Mit ganz verschiedenen Gefühlen hielt er seinen Einzug. Er wurde mit Freuden und mit Vertrauen von der Bevölkerung aufgenommen. Wie

kam ihm Alles so bekannt vor und wie war viel doch so ganz anders geworden! Die zwölf letzten Jahre hatten doch viele Veränderungen gebracht.

Einer seiner ersten Gänge war der auf das oft besuchte Grab seiner Mutter. Aus Neugierde wollte er auch das Kämmerchen sehen, wo er seiner Mutter die Augen zugedrückt hatte. Er stieg die bekannte Treppe hinauf und klopfte an der Thüre des Stübchens an, die halb geöffnet war. Niemand gab Antwort. Da öffnete er die Thüre und sah einen Mann, kniend auf dem Boden, in tiefe Andacht versunken. Den Rücken der Thüre zugekehrt, hatte er den Eintretenden gar nicht bemerkt. Jetzt wurde er aufmerksam. Als er den jungen Kaplan sah, da fiel der Mann ihm um den Hals und sagte unter Thränen: „Ja, ich täusche mich nicht, Sie sind mein Lebensretter. Ihnen, hochwürdiger Herr, verdanke ich mein Lebensglück. Kennen Sie mich nicht mehr? Erinnern Sie sich noch jener schrecklichen Nacht in der Totenkammer, in der ich als unglücklicher Mensch Abschied nahm von der Leiche meiner Mutter; es sind jetzt 12 Jahre. Sie haben mich vor Selbstmord bewahrt und den Weg zur Buße mir gezeigt. Gesegnet seien Sie darob viel tausendmal!"

Das Erstaunen des Kaplans löste sich in Freude und Entzücken auf! Er fand den Stephan, so hieß der ehemalige Räuber, ganz verändert. Ruhe und Friede lag auf seinen Zügen, verbunden mit dem Schmerze vollkommenster Reue.

Stephan mußte dem Kaplan alles erzählen, wie es ihm ergangen seit jener unvergeßlichen Nacht. Sie setzten sich zu einander. Stephan wurde in Anbetracht seiner aufrichtigen Selbstanklage, und weil er kein Menschenblut vergossen, zu siebenjähriger strenger Zuchthausstrafe verurteilt. Er büßte diese wohlverdiente Strafe ab bis zum letzten Tage, verzichtend auf jede Begnadigung.

Nach seiner Entlassung gelobte er am Grabe seiner Eltern Tugend und Sühne seiner Verbrechen. Damals war eben die Stelle des Totengräbers wieder frei geworden. Um sie bewarb er sich und erhielt sie auch.

Er richtete sich das Dachstübchen einfach ein und da führte er ein Bußleben; den übrigen Teil des Hauses benützte er zu einer Art Waisenanstalt. Er nahm arme, verlassene Kinder umsonst auf und sorgte für sie. (Das Erbteil seines Vaters erlaubte ihm das.) Auch sonst war er in jeder Beziehung wohlthätig, — ein öffentlicher Büßer. Er wurde der größte Wohlthäter des Kaplans, der ein großer Kinderfreund war.

Die Kinder jener Eltern, denen er früher Schaden zugefügt, hatten den Vorzug. Auch die Kinder des unglücklich verstorbenen Totengräbers brachte er bei guten Menschen unter, wo sie ein Handwerk, die Mädchen Kochen und Hausarbeit lernten und zu brauchbaren Gliedern der menschlichen Gesellschaft erzogen wurden.

Der seeleneifrige Kaplan war sehr gesund und kräftig. Er war von früher Kindheit an hart und abgetötet erzogen worden. Was jetzt so viel empfohlen wird: das Barfußgehen und die einfache, kräftige Kost hat seine Mutter an ihm stets angewandt. Heinrich hatte nur an Sonntagen und wenn es ganz kalt war, Schuhe angezogen. Auch im Pfarrhause durfte er noch baarfuß gehen und wurde ganz einfach gehalten. Dazu konnte er sich viel in frischer Luft bewegen: Als er zu dem Studium und zu dem vielen Sitzen kam, war er schon mehr als 18 Jahre alt, denn vier Jahre brachte er im Privatstudium hin. All das legte den Grund zu seiner körperlichen Rüstigkeit. Er kannte das Leben aus Erfahrung und darum griff er mit Verständnis und Erfolg in das bürgerliche Leben ein. Sein liebster Aufenthalt war im Kreise der Kinder und bei der arbeitenden Klasse. Damals schon sprach er gerne vom Werte und von der Würde der Arbeit und suchte die Gegensätze im menschlichen Leben zu mildern, indem er die Lohngeber und Wohlhabenden wie die Arbeiter, auf das Beispiel und die Lehre Jesu hinwies. Was Leo XIII. am 17. Mai 1891 in seinem herrlichen Rundschreiben der Welt an das Herz legte, das hat der Kaplan als Arbeiterfreund alles schon in seiner Art in Predigt und Christenlehre und in den sonntäglichen Versammlungen seiner Gemeinde gelehrt.

Er sammelte an den Sonn- und Festtagen die jungen Leute, Lehrlinge und Gesellen um sich, lehrte

sie Lieder, spielte mit ihnen und führte Theaterspiele auf. Damals machten die Bücher des Benefiziaten Christoph Schmid in Thannhausen, des nachmals so gefeierten Jugendschriftstellers, großes Aufsehen. Seine Erzählungen, die Ostereier, Rosa von Tannenburg, Genovefa, der gute Fridolin, Heinrich von Eichenfels, verschenkte der freundliche Kaplan an die Jugend; auch die Beatushöhle und die Hexe von Karrenberg von Bauberger und viele andere Schriften und wurde so ein großer Wohlthäter der Gemeinde. Die Mittel dazu gab ihm der Büßer Stephan. Heinrich war Vorstand — Präses — eines Lehrlings- und Gesellenvereins; wenn die Namen dieser segensreichen Vereine auch noch nicht bekannt waren; die Sache war da.

In jenen Tagen machte der selige Clemens Hoffbaur, ein Heiliger unsrer Tage, viel von sich reden; im Januar 1888 selig gesprochen.

Was dieser seltene Mann in Treuberg und Babenhausen, vielmehr in Weinried gethan, das machte der junge Priester nach. Er ließ Gebete und Gedichte und Lieder und kleine Legenden drucken und schenkte sie zu Hunderten aus. Auch ein Weihnachtsbüchlein machte er nach den Aufzeichnungen seiner Mutter und ließ die Geschichte seiner Mutter, die seiner eigenen Jugend und die Führungen Gottes im Drucke erscheinen, und verschenkte sie. So war er bald die bekannteste und beliebteste Persönlichkeit in der ganzen Gegend. Heute noch spricht man von den Festen, die der gute Kaplan zu heiligen Zeiten

für die Jugend veranstaltete. Die Mittel gab ihm reichlich der Totengräber Stephan.

Von ihm erfuhr er auch, daß die Mutter Heinrichs jenes Waisenkind war, das mit ihm erzogen wurde, und das an seinem späteren Unglücke die Hauptschuld trug. Jetzt verstand der geistliche Sohn erst, warum seine Mutter, die auch eine Büßerin war, oft so bitter ihre Fehltritte bereute. Sie kam später zur Mutter Stephans, gestand reuevoll alles ein, bat um Verzeihung, und dann ging sie in eine große Stadt, und büßte als Dienstmagd. Später heiratete sie einen Schreiner, der früh starb und seiner Witwe und dem Waisenkinde Heinrich einiges Vermögen hinterließ.

Witwe geworden, verließ sie die Stadt und zog auf das Land, um da zu büßen, wo sie gefehlt. Sie kaufte das kleine Anwesen, das der Blitz einäscherte und bezog ungekannt dann mit Heinrich das Dachstübchen. Man wurde es nie inne, wer diese kummervolle Witwe sei und warum sie lebe wie eine Klausnerin und warum sie so viel weine. Später erfuhr man diese merkwürdige Lebensgeschichte, und Niemand warf einen Stein auf sie, weil sie ihre jugendlichen Verirrungen so streng gebüßt hatte.

Der dankbare Sohn ließ auf das Grab seiner unvergeßlichen Mutter einen Denkstein setzen. Er vergaß sie nie in seinem Gebete.

Nachdem er mehrere Jahre als Kaplan segensreich gewirkt hatte, wurde Heinrich in die Stadt berufen, wo eine größere Thätigkeit auf ihn wartete;

bei seinem Abschiede floßen viele heiße Thränen. Sein letztes Wort war: „Wenn Menschen aus einander gehen, dann sagen sie auf Wiedersehen!"

Damals schon hatte er im Sinne, dereinst als Pfarrer da sein Leben zu beschließen, wo Gott ihn zum Priesterstande gerufen hatte. Es traf auch nach Jahren ein! Als Pfarrer entfaltete er denselben Eifer und dieselbe Liebe zu den Kindern und den Armen und Kranken, wie als Kaplan. Er nahm seinen väterlichen Freund — gleichsam seinen Pflegevater — zu sich in das Pfarrhaus, als derselbe alt und gebrechlich geworden war und verschönerte seine alten Tage und stand ihm bei im Sterben.

Das Grab ist hart an der Thüre zur Sakristei. Er ging nie an diesem so teuren Grabe vorüber, ohne dem lieben guten Freunde und spätern Mitbruder das Weihwasser zu geben. So wurde er oft an seine Jugendzeit und seinen größten Wohlthäter erinnert. Als er auch heimging, da wollte er an der Seite seines väterlichen Freundes begraben sein. Die beiden Gräber sind bis heute in Ehren gehalten, was man nicht von allen Gräbern der Seelsorger sagen kann.

Das ist die etwas schauerliche Geschichte vom armen Heinrich, frei bearbeitet nach einem im gleichen Verlage 1853 erschienenen Büchlein, das den Titel führt: „Christnacht eines armen Knaben, ein Christenlehr- und Prüfungsgeschenk für die aufblühende

Jugend." Der Erzähler vermutet, Heinrich habe das Büchlein selbst geschrieben.

Es wird überall, wo es gelesen und verstanden wird, den Glauben an die weisen Führungen der göttlichen Vorsehung mehren und die Hoffnung auf die Langmut und Barmherzigkeit des allmächtigen Gottes stärken.

II.

Der Christabend.

1. Im Posthause.

Es mögen 60 Jahre sein, da hielt in M., der nächsten Poststation nach einer großen süddeutschen Hauptstadt, der Eilwagen. Damals gab es noch wenig Eisenbahnen, und die Reisen waren beschwerlicher als jetzt, aber viel interessanter, wenn ich sagen darf, poetischer. Es war Nachmittag vor dem heiligen Weihnachtsfeste. Die einzigen Passagiere sind heute zwei blühende Mädchen von 14 und 15 Jahren.

Sie wurden von der Frau Posthalterin freundlich begrüßt, wie sie das als vortreffliche Gastwirtin stets zu thun pflegte, und in die warme Gaststube geführt, die den beiden Mädchen sehr erwünscht war, denn sie waren beide recht erfroren, dauerte ja die Fahrt lange und wehte ein gar kalter Nordostwind.

„Frau Posthalterin, was gibt es zu essen?" fragte die Ältere von ihnen „sehen Sie nur mein Schwesterlein an mit den blassen Wangen und dem roten Näschen, die braucht vor Allem etwas recht Warmes."

„Meinst du nicht, Eugenie," sagte Amalie, die jüngere Schwester, „wir sollen eine warme Weinsuppe bereiten lassen? Sie wird uns wieder Farbe und Kraft geben."

„Also, Frau Posthalterin, eine Weinsuppe," sagte Emilie.

„Aber vom roten Weine," scherzte Amalie, „damit wir unsere rote Bäckchen schnell wieder erlangen."

„Belieben die Fräulein einen Affenthaler oder Ofener?" fragte die Posthalterin. Die Schwestern antworteten nur mit einem fröhlichen, halbunterdrückten Lächeln und gingen ins „Herrenzimmer", wo die Gäste von besseren Ständen sich aufzuhalten pflegten.

Da saßen an einigen Tischen schon mehrere gut gekleidete Herren bei einem Glase Bier oder Wein und unterhielten sich.

Der Eintritt des Schwesterpaares erregte die allgemeine Aufmerksamkeit der Anwesenden. Einer der Herren am ersten Tische schien die Mädchen zu kennen; denn er flüsterte seinem Nachbar zu: „Das sind die Töchter des reichen Bankiers Dosch aus der Residenz, zwei Goldfischlein."

Und er hatte Recht, sie waren es. Bankier Dosch galt allgemein als wahrer Ehrenmann, der seinen großen Reichtum durch Geschicklichkeit und Fleiß sich in christlicher Weise errungen hatte und von seinem Vermögen als Biedermann auch guten Gebrauch machte. Katharina, seine Gattin, teilte ganz seine edle Gesinnung; sie that im Stillen sehr viel Gutes.

Eugenie und Amalie, ihre einzigen Kinder, waren an Bildung und Herzensgüte ganz das Abbild der Eltern. Schon ihr Äußeres machte den allerbesten Eindruck. Die feinen, einnehmenden, ja geistreichen Züge ihres Antlitzes, das reine, geistvolle Auge, ihre glockenhellen Stimmen, ihr ganzes Auftreten, halb kindisch, halb jungfräulich, verriet ihr reines, unverdorbenes Gemüt.

Wie kamen diese zwei Kinder dazu, in dieser kalten Jahreszeit, dazu noch am Christabend allein zu reisen?

Das war keine Lust- oder Erholungsreise; sie war unternommen aus barmherziger Liebe zu ihrer alten Tante, die vom Schlage getroffen, schwer krank lag. Sie war kinderlos und hatte große Sehnsucht nach ihren zwei Nichten, die sie überaus liebte. Sie sollten ihr die schleichenden Stunden des Krankenlagers verkürzen, sie aufmuntern und trösten.

Es war den beiden Mädchen nicht leicht angekommen, im Winter die schöne Residenzstadt zu verlassen, ihren Unterricht zu unterbrechen und in einem abgelegenen Schlosse auf dem Lande die langen Nächte und kurzen, oft stürmischen Tage bei einer wunderlichen Frau hinzubringen, wo sie zudem noch weit von der Dorfkirche entfernt waren; denn sie waren gewöhnt, täglich die heilige Messe zu besuchen.

Doch es galt, an einer nahen Verwandten Werke der Barmherzigkeit zu üben, Kranke besuchen und Betrübte trösten. Das fiel in die Wagschale

und zog hin. Sie boten alles auf, der alten Tante, welche sie bisher persönlich gar nicht gekannt hatten, ihr schweres Los leichter zu machen. Sie waren vier lange Wochen „barmherzige Schwestern", wachten abwechselnd mit der Köchin jede Nacht am Krankenlager und thaten alles gut und freudig, was so ein Krankendienst erfordert.

Dank dieser Pflege, den Bemühungen von zwei Ärzten und dem Segen Gottes galt die Kranke als gerettet und sie konnte das Bett wieder verlassen.

So sehr es die Mädchen heimzog zu ihren guten Eltern, so blieben sie auf die innigen Bitten der genesenden Tante noch weitere acht Tage. Nun aber, da das Christfest nahte, ließen sie sich nicht mehr aufhalten; den Christabend wollten sie im elterlichen Hause hinbringen, denn der wurde jeweils auf das Schönste gefeiert.

„Ja, gehet in Gottes Namen," sagte die Tante, „ich kann Euch nicht mehr aufhalten. Mir ist, als ob Ihr Eueren guten Eltern ein besonderes Glück bringet und sie in Not und Bedrängnis tröstet. Ich sah im Traume, wie Ihr am Christabend, das Jesukindlein auf dem Arme, vor dem hell erleuchteten Hause Eurer Eltern standet. Der Vater öffnete das Fenster und rief: „Da kommen meine teuren Kinder, sie bringen mir das Christkindlein! Mutter, freue dich, unsere Not ist vorbei, wir sind gerettet." Ich verstehe den Traum nicht, aber ich halte dafür, der Vater hat Euch von nöten, darum ziehet im Namen des Jesukindes. Dasselbe wird Euch be-

gleiten. Sorget, daß Ihr zur Christbescherung heim kommet."

Die Rede der Tante setzte die Kinder in Bewunderung und Neugierde. Sie hätten gar zu gern noch Näheres über den sonderbaren Traum erfahren; allein die Tante konnte ihnen selbst keinen näheren Aufschluß erteilen. Sie packten ein und nahmen Abschied von der Tante, die heiße Dankesthränen vergoß beim Scheiden der guten Kinder. Sie versprachen recht bald zu schreiben, und setzten sich auf den kalten Eilwagen, sie zwei ganz allein. Es war gute Schlittbahn, und so kamen sie zur guten Zeit in M. an.

2. Arme Auswanderer.

Im Herrenzimmer angekommen, wählten die zwei Mädchen ein bescheidenes Ecktischlein aus, legten Hüte, Mäntel und Pelze ab und setzten sich. In der Heiterkeit und dem Frohsinn, der stets der unschuldigen Jugend eigen ist, suchten sie sich die Zeit zu vertreiben, bis der Eilwagen weiter ging, ohne der übrigen Gesellschaft eine Aufmerksamkeit zu schenken, die sie mit einem gewissen Wohlgefallen betrachtete.

Der eintretende Kondukteur brachte ihnen die Nachricht, es könne zwei Stunden anstehen, bis die Post in die Hauptstadt abgehe. Das berührte sie etwas unangenehm; denn sie konnten es kaum er-

warten, ihre Eltern nach langer Trennung wieder zu sehen.

„Lieber Gott, noch drei Stunden, bis wir unsere Eltern umarmen dürfen“ seufzte Amalie, „was fangen wir doch an in der Zwischenzeit?“ erwiderte Eugenie.

„Ich habe mich schon gefreut, dem Vater sein Lieblingslied vorzusingen, jetzt wird es wohl nichts mehr werden für heute,“ meinte Eugenie.

„Warum denn nicht?“ sagte die Posthalterin, die eben gekommen war, um den Tisch zu decken und von dem Lieblingsliede des Vaters gehört hatte. „Sie können bei mir ganz gut singen, wir haben ein gutes Klavier, die Herren hören ein schönes Weihnachtslied gewiß gerne.“

Damit zog sie den Vorhang weg, und es zeigte sich ein schönes, noch ganz neues Klavier, auf dem viele Musikstücke lagen. Der Ton des Klaviers war stark, voll und zum Staunen schön. Es lagen auf Sonaten von Mozart und Bethoven, Musikalien und Lieder von Weber und Mendelsohn und noch viel Schönes. Die Posthalterin brachte zwei Leuchter und Stühle und bat die zwei Gäste, doch zu spielen und zu singen.

Das ließen sich die sangeskundigen Mädchen nicht zweimal sagen. Sie setzten sich und fingen an zu spielen. Bald ergoß sich ein Strom der reinsten, schönsten Töne von seltenem Wohlklang durch die Räume, so daß die Unterhaltung verstummte in den beiden Gastzimmern. Die anwesenden Gäste lauschten

erfreut und überrascht mit immer größerem Wohlgefallen. Das war kein gewöhnliches Spiel. Die beiden Schwestern vereinigten mit der Innigkeit im Ausdrucke eine Reinheit des Tones und eine Kraft des Spieles, wie man es von so jungen Händen nicht erwarten sollte.

Zuerst spielten sie eine Sonate von Clementi, dann Händels Haleluja. All der Jubel, der am heiligen Christabend ein unschuldiges, gläubiges Gemüt erfüllt, wußten sie mit großer Meisterschaft im Wohlklange der Töne wiederzugeben.

Sie spielten von Herzen, darum gingen die Töne zu Herzen und sie rissen alle Anwesenden mit sich fort.

Als sie endigten, brach die ganze Versammlung in reichen, wohlverdienten Beifall aus, sie klatschten alle wie ein Mann in die Hände und baten dringend um Fortsetzung.

„Es ist ja Christabend,“ sagte die Posthalterin, „da haben ja selbst die Engel des Himmels musiciert“ und unterstützte die Bitten ihrer Gäste.

„Ja, aber die Engel sangen,“ sagte Amalie, „hätten wir nur ein recht schönes Lied zu Ehren des Jesukindes, wir würden es recht gerne singen.“

„Da kann geholfen werden,“ damit eilte die Posthalterin in ihr Schlafzimmer und brachte ein Liederbuch mit Noten. Es war ein schönes, großes, prachtvoll gebundenes Liederbuch. „Heute habe ich dasselbe als Christgeschenk für meine Tochter erhalten. Sie können es gleich einweihen. Es kommt

schon noch recht zur Christbescherung; denn die Post geht erst in zwei Stunden ab, da kann ich es schon noch einpacken."

Die Schwestern öffneten es und fanden die schönsten christlichen Lieder, besonders auch schöne Weihnachtslieder.

Wie waren sie freudig überrascht, als sie das Lieblingslied ihres Vaters fanden, das die guten Kinder ihm schon oft vorgesungen hatten und mit welchem sie ihn noch heute zu erfreuen gedachten. Es lautete also:

Inmitten der Nacht, als Hirten erwacht,
Da hörte man klingen und Gloria singen
Ein englische Schar,
Ja, ja, geboren Gott war.

Die Hirten im Feld verließen ihr Zelt,
Sie gingen mit Eilen, ja ohne Verweilen
Dem Krippelein zu,
Ja, zu, der Hirt und der Bu'.

Sie fanden geschwind das göttliche Kind.
Es herzlich zu grüßen, es zärtlich zu küssen,
Sie waren bedacht,
Bedacht die selbige Nacht.

Es lächelt uns an, so lieblich es kann.
Es will uns heut geben das ewige Leben,
Die göttliche Gnad'
Die Gnad' und was es nur hat.

Kommt, Christen, kommt her, kommt aber nicht leer,
Beschauet das Kindlein, es liegt in dem Kripplein,
Schenkt ihm euer Herz,
Das Herz; es lindert den Schmerz.

Alle riefen: Bravo! Bravissimo! Noch Eines! Sie sangen noch ein zweites.

O, Wunder groß!

O Wunder groß! aus Vaters Schoß
Ist Gott von Gott gekommen,
Und hat aus Lieb', die ihn antrieb,
Die Menschheit angenommen.

O Wunder groß! ach, arm und bloß —
Liegt Gott bei uns auf Erden; —
Aus Gütigkeit ist er bereit, —
Ein Mittler uns zu werden.

O Jesulein, hold Kindelein!
Wir fallen dir zu Füßen;
Wir dich verehr'n als Gott und Herrn, —
Und tausendmal dich grüßen.

O Mutter mild, von Lieb erfüllt, —
Nun zeig dein Kind uns allen!
Erwirb uns Gnad', gib Hilf und Rat, —
Daß wir ihm wohlgefallen.

Die Lieder, so einfach sie waren, machten auf alle Zuhörer einen sichtlichen, gewaltigen Eindruck, denn sie waren schön, warm und innig von schönen hellen Stimmen gesungen worden. Über manche

gebräunte Wange rann eine helle Thräne in den Bart.

Am Schlusse war der Beifall und die allgemeine Anerkennung noch lauter und inniger, als bei dem Klaviervortrage.

Ein älterer, feingekleideter Herr sprach noch eigens seinen Dank und seine Anerkennung aus und äußerte mit feinem Lächeln, solche Stimmen hätten in heiliger Nacht selbst mit den Engeln singen dürfen. Dagegen sprachen die demütigen Mädchen: „Nein, nein," rief Eugenie lebhaft, „so vermessen sind wir nicht. Hätten wir das Glück gehabt, in der heiligen Nacht im Stalle zu Betlehem sein zu dürfen, dann hätten wir uns bescheiden und dankbar den armen Hirten angeschlossen und nicht den heiligen Engeln; wir hätten das Jesuskindlein angebetet und angesungen."

„Diese Antwort gefällt mir noch besser, als ihr schöner Gesang," sagte der Herr für sich hin. „Gott erhalte den beiden Mädchen den demütigen Sinn, in dem allein das Heil und die Stärke der Jugend liegt."

Nun hörte man von allen Seiten: „Fräulein, Fräulein, noch ein Lied, wir bitten recht schön."

Die Schwestern zeigten sich geneigt und wollten eben mit Lächeln ein zweites Lied beginnen, horch, da unterbrachen andere Töne den lieblichen Gesang! Aus der Gaststube herüber hörte man das laute

Weinen eines Kindes, dem sich ein schmerzhaftes, halbunterdrücktes Schluchzen beimischte.

Diese Störung wurde unwillig aufgenommen. Die Frau des Hauses eilte in die Gaststube und gebot Ruhe. Das machte die Sache ärger. Das Schluchzen wurde immer noch lauter, heftiger, zu Herzen gehender.

Auf das Schelten und Zanken der Gäste und der Wirtin hörte man, daß eine kräftige Männerstimme rief: „O habt Mitleid mit meinem armen Söhnchen, liebe Leute, Herren und Damen! Wir haben bei diesem kalten Wetter heute acht Stunden zu Fuß gemacht. Der arme Knabe ist halb erfroren und hungert; darum weint er so sehr."

Die Schwestern wurden zu tiefem Mitleide bewegt. Wie hätten sie weiter singen können, wenn neben ihnen Ebenbilder Gottes hungern und frieren und weinen?"

„Wir wollen doch sehen, was da ist," sagte Eugenie, nahm ihre Schwester bei der Hand und ging in die Zechstube.

Da trafen sie eine noch nicht alte Frau mit abgehärmten, kummervollen Zügen, die von der Kälte etwas gerötet waren. Sie war nur notdürftig gekleidet und hielt ein Knäblein von etwa zwei Jahren auf ihrem Arme. Dasselbe war ganz abgemagert und blickte mit seinen trüben Äuglein hilfesuchend und mitleiderregend zu seiner armen Mutter hinauf.

Die Frau saß auf der Ofenbank und suchte das halberfrorene Kind etwas zu erwärmen. Ihr zur Seite stand ein hochgewachsener, kräftig gebauter Mann. Kummer und Sorgen, Leiden und Entbehrungen hatten ihn früh alt gemacht und tiefe Furchen in seine Wangen gegraben. Er sprach in tiefer Bewegung: „O glaubet es, uns wäre es auch lieber, unser armes Kind würde singen, statt weinen. Es hat noch keine gute Stunde gehabt, seitdem es das Licht der Welt erblickt hat. Wie das Christkindlein ist es bitterarm auf die Welt gekommen. Auf dem Schiffe ist es während eines großen Sturmes geboren. Jeden Augenblick glaubten wir, das Schiff sinke unter und wir seien alle verloren. Ach, Gott, war das ein Jammer! Um uns war schwarze Nacht. Die aufgeregten Meereswogen stürzten wie Berge über das Verdeck und nahmen manchen mit in die Tiefe. O, hätte sie auch uns begraben in der Tiefe des Meeres!

„Die Passagiere jammerten und wollten verzweifeln. Das Kindlein lag da wie tot. Da rief meine Martha: „O, taufet doch das Kind, daß es nicht ohne heilige Taufe stirbt." Ein mitleidiger Mann erteilte dem Knäblein die Nottaufe auf den Namen des hl. Stephanus, dessen Fest angebrochen war. In diesem Augenblicke wurde der große Mast des Schiffes vom Sturme zerschmettert. Alle schrieen sie: „Wir sind verloren!" Mein Weib sagte: „Gottes heiliger Wille geschehe: Hans wir

wollen um ein glückliches Sterbstündlein beten." O, Maria, du Meeresstern, rette uns!"

Wer es hörte, war zum Mitleid gerührt und tief bewegt. Das war keine Übertreibung. Hans und Martha waren unglückliche Auswanderer. Sie hatten ihr Glück in Amerika gesucht, es aber nicht gefunden. Böse Menschen hatten die Familie um ihr Hab und Gut gebracht. Arm und verlassen und müde und gebrochen, kehrte Hans mit Weib und Kind nach Europa zurück. Unter vielen Entbehrungen aller Art kamen sie bis in das Gasthaus zur Post.

3. Der alte, gute Herr.

Die Erzählung seines Unglücks, das Hans, der Auswanderer ganz ergreifend zu erzählen wußte, erschütterte alle Anwesenden.

Tief gerührt erfaßte Amalie die kalte Hand der Mutter Martha, während sich Eugenie über den kleinen Stephan beugte, indem sie jammerte: „O, wie viel hast du schon gelitten, armes Würmlein und bist noch so jung, so jung! Ja, Ihr habt alle Ursache zu weinen, aber heute, da Gottes Sohn als Kindlein auf die Welt kam, um die Thränen der Menschen zu trocknen, heute sollen Eure Thränen nicht mehr fließen. O, heute sollt auch Ihr euch freuen mit den Engeln des Himmels und mit der ganzen Christenheit."

„Mit Hunger im Leibe und Kälte in den Gliedern kann man sich nicht“ freuen, sagte der Mann mit einiger Bitterkeit.

Da wurden die Schwestern noch ernster. Amalie flüsterte der Posthalterin etwas heimlich ins Ohr und drückte ihr eine Silbermünze in die Hand; es war ein Guldenstück. Die Frau eilte fort. Amalie sagte zum Auswanderer: „Seid ruhig, lieber Mann, es wird Euch geholfen. Ihr erhaltet Speise und ein gutes Nachtquartier in einer erwärmten Kammer. O, vergesset Euer Elend, es ist ja der heilige Abend.“

Martha blickte dankbar und voll Vertrauen zu Amalie auf und sagte: „In Ihnen ist das Christkind zu uns gekommen.“

Amalie zog ihre Schwester Eugenie in die Ecke und sagte zu ihr: „Hast Du Geld? Ich habe das Meinige beinahe alles ausgegeben. Aus Liebe zum Jesuskinde müssen wir diesen armen Leuten helfen. Eugenie sagte ganz traurig: „O, leider, ich habe kaum noch zwei Gulden.“

„Das macht nichts; man wird uns Geld leihen, wir müssen helfen.“

„Wie fangen wir es an?“ sagte Eugenie.

„Ich hab’s, höre mich! Was sagst du dazu?“ Und sie flüsterte der Amalie einige Worte in das Ohr.

„O herrlich, das hat dir das Christkind eingegeben,“ sagte Amalie hocherfreut, „ja, so machen wir es.“

Indes deckte die Kellnerin auf; auch sie war voll Mitleid. Bier, Brot und Käse und eine Schüssel Suppe stand bald auf dem Tische.

„Diese Speisen sind für Stephan zu schwer; er soll unser Gast sein, wir speisen in ihm das Jesukind.

In der Krippe lag ein Kind,
Ochs und Esel es verehren!
Wo ich je ein Kindlein find,
Will ichs pflegen, lieben, lehren,
In der Krippe lag ein Kind!
Wer dies einmal je empfunden,
Bleibt den Kindern durch das Jesukind verbunden."

Das sagte sie vor sich hin und trug das Knäblein auf ihren Armen zum Tische, wo schon die Weinsuppe dampfte. Neben derselben lag Confect. Sie beteten und setzten sich zu Tische. Eugenie nahm den Stephan auf ihren Schoß und gab ihm zuerst von der kräftigen Suppe.

Wie das dem armen, hungernden Knäblein schmeckte! Seine Äuglein wurden immer heller, seine Wangen röteten sich, seine Züge verklärten sich in schöner Freude. So etwas Gutes hatte der arme Knabe noch nie über seine Lippen gebracht.

Mutter Martha stand in der Nähe und sagte zu Hans: „Sieh nur, wie es ihm schmeckt, er bekommt gar nicht genug! Die armen Fräulein geben alles dem Kinde und vergessen sich selbst ganz."

Die Mädchen freuten sich des guten Appetites und gaben ihm auch noch von den Süßigkeiten, so viel er wollte.

Die Mahlzeit war zu Ende. Martha sagte tausendmal „Vergelt's Gott", drückte den Fräulein dankbar die Hand und wollte den Stephan in die Gaststube zurücktragen. Eugenie ließ ihn noch nicht her. „Wartet noch," sagte sie, „jetzt wollen wir zu Ehren des Jesukindes und zum Besten des Stephan noch ein Weihnachtslied singen."

Dieses Wort freute die Gäste alle, die schon lange auf das neue Lied mit Ungeduld gewartet hatten. Die Schwestern setzten sich an das Klavier, und es ertönte wie von Engelsstimmen das alte schöne Volkslied:

Laßt uns das Kindlein wiegen,
Das Herz zum Kripplein biegen,
Im Geist uns zu erfreuen,
Das Kindlein benedeien,
O Jesulein lieb, o Jesulein schön!

*

Laßt uns dem Kindlein neigen,
Ihm Lieb' und Dienst erzeigen,
Laßt uns ihm jubilieren,
Und geistlich triumphieren,
O Jesulein zart, o Jesulein gut!

*

Laßt uns dem Kindlein singen,
Ihm unser Opfer bringen;
Laßt uns ihm Ehr' erweisen
Mit Loben und mit Preisen,
O Jesulein arm, o Jesulein reich!

Laßt uns ein Feuerlein stochen,
Dem Kind ein Müslein kochen,
Des Zuckers nicht vergessen
Es wird mit Lust dann essen,
O Jesulein schwach, o Jesulein stark!

*

Laßt uns das Kindlein speisen,
Es wird uns Gnad erweisen,
Zu ew'gen Freuden führen,
Wie Frommen mag gebühren!
O Jesulein Herr, o Jesulein Gott!

*

Laßt uns das Kindlein tränken,
Laßt süße Milch ihm schenken,
Es wird uns wohl belohnen
Im Himmel mit den Kronen!
O Jesulein reich, o Jesulein gut!

*

Laßt uns dem Kindlein küssen
Die Händchen mit den Füßen,
Demütig es verehren
Als unsern Gott und Herren,
O Jesulein stark, o Jesulein groß!

*

Laßt uns dem Kindlein singen,
Mit hellen Stimmen klingen,
Laßt tönen die Klarinetten,
Posaunen und Trompeten,
O Jesulein zart, o Jesulein fein!

Laßt volle Chöre schallen,
Dem Kindlein zu Gefallen,
Ein Freudlein ihm zu machen,
Das Kindlein wird dann lachen,
O Jesulein sanft, o Jesulein mild.

*

Laßt uns beim Kindlein wachen,
Ihm tausend Freuden machen,
Wollt' Gott, wir könnten's loben
Hier zeitlich und dort oben,
O Jesulein rein, o Jesulein süß!

Ein wahrer Beifallssturm brach los. Dieses Lied ist ewig jung und ewig schön, wegen der Innigkeit und Zartheit der Liebe, von denen es eingegeben wurde. Und wie zart und schön, begeistert und begeisternd, ja hinreißend haben die Wohlthäterinnen es gesungen! Wirklich ganz entzückend! Als Eugenie eine Sonate spielte, zappelte Stephan mit den Händchen und streckte sie nach ihr aus. Eugenie nahm ihn vom Klavier herab, wo er bisher ruhig gesessen war, aber er langte nach den Tasten des Klaviers. Nun faßte Eugenie seine Händlein und tastete auf dem Klaviere herum. Ein lautes, allgemeines Bravo erbrauste. Nun waren die Herzen alle bereitet zu dem geplanten Liebeswerk.

„Du hast deine Sache gut gemacht, Stephan," sagte Eugenie, „du hast ein Christgeschenk verdient;" und nun ging sie mit Amalie, die einen Teller vom Tische nahm, von Tisch zu Tisch, um für das Kind

und seine armen Eltern um der Liebe des Jesukindes willen zu sammeln.

Eugenie neigte sich vor dem ersten Herrn und sprach dann in bittendem, singenden Tone, den Knaben auf dem Arme:

„O schau mich an, du lieber Herr,
Mich Kindlein, erst geboren,
Ich komme auf dem Meer daher
Und bin schon halb erfroren.
Sieh', wie mir doch alles fehlt,
Hab' kein Kleid, kein Brot, kein Geld.

*

Drum bitt ich dich, erbarm' dich mein,
Und thu' mir etwas schenken,
Ach, schenk mir doch ein Hemdelein,
Und Gott wird dir's gedenken,
Ein Hemdlein, Herr, ein Hemdlein gib,
Dem Kindlein Jesu thu's zu Lieb."

Und sie bot dem Herrn das Kind entgegen, als wollte sie es in seine Arme legen, und beredter noch als diese Worte riefen ihre flehentlichen Blicke sein Mitleid an. Die Überraschung unter den Gästen war eben so groß, als allgemein, und größer noch die Rührung.

„Ja, Kleiner," antwortete der angesprochene Herr voll Teilnahme, „du sollst ein Hemdlein haben und mehr als eines."

Amalie trat mit ihrem Teller näher und empfing eine hübsche Gabe; auch die Übrigen, welche an diesem Tische saßen, steuerten bei, und der An-

fang war zur großen Freude gut, ja so gut, daß er nicht besser hätte sein können.

Eugenie trat nun mit Stephan und Amalien zu dem zweiten Tische und bat auf dieselbe Weise wie zuvor, sanft aber zum Herzen dringend:

„So hätt' ich jetzt ein Hemdelein,
O Dank, Gott wird's vergelten!
Doch brauch' ich auch ein Höselein,
Sonst könnt' ich mich erkälten.
Ein Höslein, Herr, ein Höslein gib,
Dem Kindlein Jesu thu's zu Lieb'!"

Und sie fand wie bei dem ersten Tische eine gar freundliche Aufnahme, und es kam so viel zusammen, daß es für ein Winter- und Sommerhöslein reichte.

Jetzt statteten sie dem dritten Tische ihren Besuch ab und Eugenie bat wieder:

Jetzt hab' ich Hemd und Höselein,
Doch fehlt noch viel mir Armen:
Ich brauch' ja auch ein Röckelein,
Wer hat wohl da Erbarmen?
Ein Röcklein, Herr, ein Röcklein gib,
Dem Kindlein Jesu thu's zu Lieb!

Auch hier ward reichlich gespendet, und Amaliens Teller begann, sich zu füllen. Sie wandten sich an den vierten Tisch und es klang die Bitte:

„Ich hab' Hemd', Hos' und Röckelein,
Nichts Schön'res kann man sehen —

Doch bloß sind noch die Füßelein,
Und hart ist's, bloß zu gehen;
Die Strümpfe und die Schuh',
Gelt, Herr, die schenkst mir Du?"

Die Beisteuer fiel auch hier dergestalt, daß nicht bloß an Schuh und Strümpfen, sondern auch an Stiefeln Stephan auf Jahre hinaus genug hatte.

Am nächsten Tische sang Eugenie, die Hand auf das bloße Haupt des Kleinen legend:

„Vergelt' es Gott Euch tausendmal!
Für's Füßlein ist gesorgt;
Doch's Köpflein ist noch bloß und kahl,
Wer mir ein Hütlein borgt?
Gott zahlt's gewiß. O seid so gut
Und kauft mir doch auch einen Hut!"

Die Gäste zeigten sich so freigebig, daß Stephan sich Haube und Hut vom feinsten Stoffe anschaffen konnte. —

Noch war ein Tisch übrig; auch er ward angesprochen mit der Bitte:

„Jetzt fehlt mir Eines nur, und was?
Ein Mäntlein könnt' ich brauchen!
Da machte mich kein Regen naß,
Da kriegt' ich nie den Strauchen —
Ein Mäntlein, Herr, ein Mäntlein gib,
Dem Kindlein Jesu thu's zu Lieb!

Stephan bekam hier auch ein Mäntelein und die Gabe reichte hin, es mit Pelz zu füttern und das beste Tuch dazu zu nehmen.

Amaliens Teller war voll geworden; mit Freuden sah Eugenie, wie Gott auf ihren gemütlichen Scherz seinen Segen gelegt hatte; sie wollte nun, den wackern Spendern zu danken, wieder ein paar Verslein singen und damit das heitere Spiel beschließen. Da rief aus einer Ecke ganz unten in dem geräumigen Zimmer eine wohllautende, kräftige Mannsstimme: „Fräulein, bitte, kommen Sie auch zu mir! verschmähen Sie mir ein kleines Opfer für Ihr Christkindlein doch nicht!“

Der also sprach, war ein kleiner ältlicher Herr mit einem langen, weißen Barte und recht freundlichen Zügen des Gesichtes. Während der Musikproduktion war er von den Meisten unbemerkt durch die Hinterthüre des Zimmers eingetreten und hatte mit sichtbarem Interesse dem Gesange zugehört. Seine Einladung war Eugenien, welche ihren kleinen Schützling gerne mit einer ganzen auf Lebenszeit währenden Hauseinrichtung ausgestattet hätte, höchlich willkommen, und doch geriet sie in einige Verlegenheit; der jungen Dichterin begannen allgemach die Verse auszugehen, und dann, was sollte sie jetzt für Stephan bitten? Doch kam ihr schnell wieder ein guter Gedanke.

Sie nahte sich mit einer anmutigen Verbeugung dem fremden Herrn, neigte das Kind vor ihm und hob also an:

„Jetzt hätt ich Alles bis auf's Bett,
Wer wird das Bett mir spenden?

Ein Bettlein warm, ein Bettlein nett,
Es kömmt aus Deinen Händen.
Ein Bettlein, Herr, ein Bettlein gib,
Dem Kindlein Jesu thu's zu Lieb'!"

„Ja, Kleiner," antwortete der alte Herr mit gutmütigem Lächeln, „du sollst ein Bettlein haben und ein warmes und nettes dazu!"

Bei diesen Worten legte er drei Goldstücke — Louisdor's — auf den Teller — Amalien wäre vor freudigem Schreck bald der Teller entfallen, und Eugenie wollte kaum ihren Augen trauen — aber es war wirklich Gold.

„Das ist also für das Bett," fuhr der alte Herr ruhig weiter. „Aber du brauchst auch eine Bettstelle und wirst wohl keine haben? Darum muß ich noch etwas beilegen."

Ein neues Goldstück fiel in Amaliens Teller.

„Du wirst auch mit Bettwäsche nicht recht versorgt sein?" meinte der alte Herr, „und für zwei oder drei Überzüge von guter Leinwand wird das wohl reichen."

Und wieder rollte ein Goldstück in Amaliens Teller. Da konnte sich Eugenie nimmer halten; von Überraschung, Dank und Freude hingerissen, griff sie in überwallendem Gefühle nach der freigebigen Hand des alten Herrn und küßte sie.

„Um Gottes willen, Fräulein!" rief dieser abwehrend; „was thun Sie? Ich bin kein König!"

„Doch königlich war Ihre Gabe,“ erwiderte Eugenie und wollte, dem Ergusse ihres Herzens folgend, ihm ihren Dank bezeigen. Aber der alte Herr verbat sich das freundlich, aber bestimmt. „Es ist da gar kein Aufhebens zu machen,“ meinte er; „wäre es doch Sünde, wenn an diesem Abende, wo die Menschenfreundlichkeit Gottes in dem Heiland sichtbar erschienen ist, nicht ein Jeder sein Bestes thäte, ein so armes Kind zu begaben. Glauben Sie aber mir einen Dank erzeigen zu müssen, so bitte ich Sie um ein Lied zum Preise der Geburt des Heilandes. Ich liebe die Musik und den Gesang, zumal, wenn er aus so guten und frommen Herzen, wie die Ihrigen sind, kommt,“ schloß er mit gewinnender Freundlichkeit. Doch zuvor wollen Sie dem Drange Ihrer Herzen genügen, das Kind den Eltern, die da schon lange harrend an der Thüre stehen, bringen, und sich mit ihnen, und dann auch mit uns freuen.“

„Das Allererste ist jetzt,“ hob gerührt Eugenie an, „unsern edlen Gutthätern zu danken.“ Und mit der ganzen Macht ihrer vollen, wohllautenden Stimme sang sie:

„O tausend Dank sei Euch gebracht,
Ihr guten, frommen Herzen,
Ihr habt ja froh und reich gemacht
Das Kind der Not und Schmerzen.
Und diesen Dank — ihn löset ein
Gewiß das Jesukindelein!“

„Amen!“ tönte es von allen Seiten; in Amaliens und der Sängerin Augen glänzten Thränen. Aller Blicke wandten sich ihnen mit Freude und Rührung nach, als sie das Kind zu den Eltern trugen. Doch bei der Thüre wandte sie sich nochmals um, hob den kleinen Stephan den Gästen entgegen, und mit seinen Händlein seinen Mund berührend, bot sie ihnen nochmals in seinem Namen Gruß und Kußhand, was von Jedem derselben in seiner Weise mit Zuruf und Zuwinken auf das Herzlichste erwidert wurde.

Mit unendlicher Freude legten sie nun das Kind in die Arme der Martha; Amalie bot dann Hans den reichgefüllten Teller. „Lieber Gott,“ rief dieser fast erschrocken, „diese Menge Geld wäre unser? ist das möglich? Martha, sieh! das soll uns gehören?“

Der Mutter stürzten die Thränen aus den Augen; sie sah bald ihr Kind, bald Eugenien und Amalien, bald ihren Mann an, und konnte anfänglich vor Überraschung und Rührung kein Wörtlein hervorbringen. Es brauchte einige Mühe und Zeit, bis man sie und Hans überzeugen konnte, es sei dies Geld ihr Eigentum. Freilich, dann kannte ihr Jubel keine Grenzen, und nur ihr Dank gegen Amalien und Eugenien konnte mit ihrer Freude verglichen werden! Die Sammlung hatte an siebzig Gulden ertragen, und die, welche noch vor wenig Augenblicken Bettler waren und kein Obdach hatten, sahen sich nun in dem Besitze einer

Summe, welche sie in den Stand setzte, ohne weitere Not die Heimat zu erreichen und daselbst bessere Zeiten abzuwarten.

4. Ein verhängnisvoller Brief.

Während in der Gaststube Freude und Frohlocken, besonders bei den zwei reich beschenkten Auswanderern, herrschte, ging es im Herrenzimmer an einem Tische sehr ernst her. Da saßen zwei ältere, feingekleidete Herren in angelegentlichem Gespräche bei einander. Es schienen Kaufleute zu sein. Der Eine von ihnen hub an: „Die armen, guten Mädchen, wie sie sich freuen! Sie haben soeben für den armen kleinen Knaben mit großem Erfolge gesammelt und haben keine Ahnung, daß sie selbst in Bälde schon das Mitleid anderer Menschen in Anspruch nehmen müssen."

„Wie meinst du das, mein Lieber, ich verstehe dich nicht?"

„Ich meine die beiden Fräulein dort, die Töchter des Bankiers Dosch, sonderbar."

„Des reichen, angesehenen Bankiers Dosch — unmöglich," erwiderte sein Freund.

„Sage nur des einstmals reich gewesenen Dosch," sagte Leopold.

„Um Gotteswillen, ist das wahr?" rief Paul, der andere Kaufmann, „wo weißt du das her? Sag' es mir schnell, denn es liegt mir sehr viel daran, die Wahrheit zu erfahren."

„Dann nimm und lies! Du kennst diese Schrift und weißt es, daß sie niemals lügt."

Damit gab Leopold dem Paul einen Brief, den dieser hastig las. Während des Lesens erbleichte er, denn es hieß im Briefe, daß Dosch infolge großer Geldverluste falliere, bankrott sei. Er nahm den Leopold in eine Ecke und sagte, wenn Dosch falliert, dann bin auch ich ein ruinierter Mann. Ich habe 10,000 Gulden bei ihm liegen. Es bleibt mir nichts anderes übrig, als diese Summe sicher zu stellen, und zwar heute noch, sogleich. Ich werde mit der nächsten Post in die Residenz fahren.

„Wenn es nur nicht schon zu spät ist," antwortete Leopold, „ich fürchte es; aber mach' den Versuch. Zehntausend Gulden ist keine Kleinigkeit."

Paul ging zornig und aufgeregt zum Postschalter und ließ sich für den Eilwagen, vielmehr Eilschlitten einschreiben.

„Die armen Kinder haben keine Ahnung von dem, was dieser Christabend ihnen bescheren wird," sagte Leopold für sich hin, indem Paul sich entfernte.

„Die armen Kinder, wie dauern sie mich," sagte der alte freundliche, wohlthätige Herr, der den kleinen Stephan so reichlich beschenkt hatte. Derselbe hatte in der Zeitung lesend und seine Cigarre rauchend, unbemerkt das Gespräch der beiden Kaufleute mit angehört.

„Diese edlen Mädchen haben wahrlich einen andern Christbaum verdient, als dieser harte Mann

ihnen bereiten will. Nein, das darf und soll nicht geschehen; dieser Jammer soll nicht über sie kommen," sagte er für sich hin. „Ist Dosch wirklich ein Ehrenmann, so ist nichts aufs Spiel gesetzt, ich helfe; meine Mittel erlauben mir das. Das Christkindlein wird es recht machen."

Er rief die Kellnerin und verlangte Feder, Tinte und Papier, dazu ein Siegellack. Er schrieb sehr schnell, nahm Banknoten aus seiner Brieftasche und legte sie in ein Couvert, das er wohl verpackte und mit einer Adresse versah.

Dann rauchte er ruhig weiter, lehnte sich in die Ecke und las in der Zeitung. Nun kamen die beiden Fräulein voll Freude, dankten ihm für sein großherziges Geschenk und erzählten, wie die beiden Auswanderer so ganz glücklich seien und gerührt bis zu Thränen: „Sie wollen sich selbst noch bedanken", sagten die Armen. Amalie brachte das Liederbuch und bat, das Lied selbst zu bestimmen, das sie singen sollen. Der alte Herr wählte ein altes schönes Lied von Angelus Silesius, den er wegen seiner Innigkeit besonders hochschätzte. Sie setzten sich an das Klavier und begannen, zu singen so schön sie nur konnten:

„Jetzt wird die Welt recht neu gebor'n,
Jetzt ist die Maienzeit;
Jetzt tauet auf, was war erfror'n
Und durch den Fall verschneit;
Jetzt sausen die Winde
Erquicklich und linde,

Jetzt singen die Lüfte,
Jetzt springen die Grüfte,
Jetzt hüpft und springet Berg und Thal.

Jetzt ist der Himmel aufgethan —
Jetzt hat er wahres Licht;
Jetzt schauet Gott uns wieder an
Mit gnäd'gem Angesicht;
Jetzt scheinet die Sonne
Der ewigen Wonne,
Jetzt lachen die Felder,
Jetzt jauchzen die Wälder,
Und Alles ist voll Fröhlichkeit.

Jetzt grünt der wahre Lebensbaum,
Jetzt blüht die Lilienblum'!
Jetzt kriegt ein jeder Platz und Raum
Zu seinem Eigentum.
Jetzt wandelt beim Leue
Das Schaf ohne Scheue;
Jetzt sind wir versöhnet
Und wieder belehnet,
Jetzt ist der Vater unser Freund!

Jetzt ist die Welt voll Herrlichkeit
Und voller Ruhm und Preis;
Jetzt ist die wahre gold'ne Zeit
Wie sonst im Paradeis;
Drum lasset uns jetzt singen,
Mit Jauchzen und Klingen,
Frohlocken und freuen,
Ertönen und schreien:
Gott in der Höh' sei Lob und Ehr!

Jesu, du Heiland aller Welt,
Dir dank ich Tag und Nacht,

Daß du dich hast zu uns gesellt,
Und so viel Freud' gemacht;
Du hast uns befreit,
Die Erde erneut,
Den Himmel gesenket,
Dich selber geschenket!
Dir Jesu sei Lob, Ehr' und Preis!

Die letzte Strophe mußten sie wiederholen, so waren alle Zuhörer begeistert, und viele sangen mit. Allgemeiner Beifall lohnte sie. Die Sängerinnen mußten so viele Komplimente hören, daß ihre Bescheidenheit verletzt war und sie herzlich froh waren, als das Posthorn ertönte.

Sie nahmen bescheiden Abschied und suchten mit ihren Blicken den alten Herrn, um ihm eigens „Lebewohl" zu sagen. Er war schon auf dem Wege zu ihnen. Er dankte ihnen für den so vergnügten Christabend, den sie ihm bereitet und übergab ihnen den Brief und sagte: „Geben Sie ihn Ihrem Vater. Dieser Brief enthält sehr wichtige und, wie ich mir schmeicheln darf, für Ihren Vater sehr erfreuliche Kunde. Geben sie wohl auf ihn acht und übergeben Sie ihn unter allen Umständen heute noch."

Überrascht, betroffen und fast besorgt schauten sie ihm in sein ehrwürdiges, freundliches Angesicht.

„Wir werden alles getreulich besorgen."

Nun ertönte zum zweiten Male das liebliche Posthorn, für die Passagiere das Zeichen zum Einsteigen.

Sie drückten dem unbekannten Herrn, dessen

Namen sie gar nicht wußten, dankbar und warm die Hand: „Auf Wiedersehen, edler Herr, auf Wiedersehen!“ sagten sie ganz gerührt.

Wie segnend erhob er seine Hände über die Jungfrauen und sagte: Gott geleite Sie und erhalte Ihren frommen Sinn und Ihr gutes Herz. Vergessen Sie nie in Ihrem ganzen Leben diesen Christabend!“

Hans und Martha wollten beim Scheiden ihren beiden Wohlthäterinnen die Hände küssen, was diese nicht zuließen. Dankes- und Freudenthränen standen in ihren Augen. „Dort ist Euer Wohlthäter,“ sagten sie und wiesen auf den alten Herrn hin.

„Fräulein, es ist eingespannt und höchste Zeit zum Einsteigen,“ sagte der Posthalter, „der Postillon wartet schon.“

Und fort ging es in großer Eile in den Abend hinein der Hauptstadt, den teuren Eltern zu.

Hans und Martha stellten sich ihrem Wohlthäter vor und legten ihm ihr ganzes Elend der Wahrheit gemäß dar. Er wurde von tiefem Mitleide erfüllt und sagte ernst: „Da fehlt es weit, es steht mit Euch schlimmer und trauriger, als ich es mir gedacht habe; da muß geholfen werden, es frägt sich nur wie?“

Er nahm eine Prise aus seiner goldenen Dose und dachte nach.

„Ja, so geht's,“ sagte er nun, „Ich weiß ein Plätzchen für Euch. Ihr fahrt mit mir, ich habe schon so viel Platz.“

5. Der Christabend im Elternhause.

Eugenie und Amalie, die bisher allein gefahren waren, bemerkten bald keineswegs freudig, daß sie einen Reisegefährten erhalten hatten. Er hüllte sich schweigend in seinen Pelzmantel und drückte sich in eine Ecke und sprach nicht ein Wort.

Auch sie legten sich ein gewisses Stillschweigen auf, und hätten doch so gerne geplaudert; denn ihre jungen Herzen waren ganz voll von den Erlebnissen der letztvergangenen Stunden.

Das Stillschweigen kam sie sehr schwer an, und sie waren herzlich froh, als sie vor dem Postgebäude ankamen. Hier erwartete sie schon der alte Felician, der treue, bewährte Diener ihres Vaters. Der stets so heitere, alte Diener kam ihnen ganz erregt vor. Sie erkundigten sich nach dem Befinden der Eltern.

„Gesund sind sie," sagte er, das beruhigte sie. Sie beflügelten ihre Schritte durch die hellerleuchteten, von Menschen durchwogten Straßen der Hauptstadt, ohne zu bemerken, daß ihr stummer Reisegefährte ihnen auf dem Fuße folge.

Bald lagen sie in den Armen ihrer erfreuten Eltern. Groß war die Freude des Wiedersehens. Blühend und gesund und fröhlich, wie sie fortgegangen waren, kehrten sie wieder. Sie aber fanden ihre Eltern viel verändert.

Der Vater war gealtert, sein Haar gebleicht, und Furchen deckten seine Stirne; Gram und Sorgen

lagen auf seinem sonst so heitern Antlitze. Auch die Mutter kam ihnen bleicher vor, als sonst, und ein geheimes Leiden schien auf ihr zu lasten.

Der Vater sagte: „Heute wollen wir alle Sorgen in die Krippe hinein legen. Kommt, Kinder, der Christbaum ist fertig, und seht, was Euch das Christkindlein Alles gebracht hat.“

Damit führte Dosch seine Kinder in das anliegende Zimmer. Ein hellstrahlender Christbaum stand fertig da. An seinem Fuße war das Jesukind und zeigte auf die reichen Gaben hin. Sie waren einfach aber geschmackvoll, aber lange nicht so reich, wie in früheren Jahren. Forschend und wie besorgt ruhte des Vaters Blick auf seinen Töchtern, als sie ihre Gaben betrachteten. Sie schienen nur für die Liebe des Gebers, nicht aber für den Unterschied der Gaben einen Sinn zu haben. Sie küßten dankbar die Hände ihrer Eltern und waren voll Freude.

„Aber Vater,“ sagte jetzt Eugenie, „ich habe dir einen sehr wichtigen Brief von einem uns unbekannten alten Herrn.“ Damit zog sie den Brief heraus.

„Doch nicht wir haben ihn zu bringen,“ unterbrach sie Amalie, sondern das Christkindlein. Rasch nahm sie den Brief und gab ihm dem Christkindlein in die Hände. „Vater, das liebe Jesukind muß dir diesen Brief segnen, daß er dir viel Freuden macht.“

Damit hob sie das Christkindlein dem Vater entgegen, und dieser nahm lächelnd den Brief aus der Hand des himmlischen Kindes, indem er sprach: „Ein Brief, der aus solchen Händen kommt, kann nur Segen spenden und erfreuen. Aber sagt mir, teure Kinder, woher ist dieser Brief eigentlich?"

Schon wollten die Schwestern zu erzählen anfangen, und der Vater den Brief aufbrechen, da stürzte Felizian ganz aufgeregt zur Thüre herein; so hatten die Kinder den alten, ruhigen Diener noch nie gesehen. Er teilte dem überraschten Vater mit: „Herr Bönnert steht draußen und will heute noch, ja sogleich Gehör; er läßt sich nicht abtreiben."

„Wisset Ihr nicht, was er will?" fragte ganz unruhig Dosch.

„Aus seinen Reden geht hervor", antwortete Felizian, „daß er einen fälligen Wechsel hat, und der soll heute noch allsogleich bezahlt werden."

Der Vater verließ sie und versprach, bald wieder zu kommen. Die Kinder sahen Vater und Mutter blaß und bestürzt, den Diener aufgeregt und gerieten nun selbst in Sorge und Angst.

„Mutter, was ist? Was fehlt, o sag es uns, Du weißt es!" stürmten die geängstigten Kinder auf die leichenblasse Mutter ein.

„Was soll ich verschweigen, was Ihr doch bald, ach zu frühe erfahren müßt, arme Kinder," sagte Katharina, die bekümmerte Mutter. „Höret! In den wenigen Wochen Eurer Abwesenheit ist vieles anders geworden. Schwere Schläge haben den

Vater getroffen, sein Vertrauen ist arg mißbraucht worden, ein großes Unglück kann über uns hereinbrechen. Wenn das Christkindlein nicht hilft, so können wir morgen schon bitterarm sein!"

Erschöpft ließ sie die Arme in den Schoß fallen und weinte. Die Kinder waren wie vom Blitze getroffen.

„Ihr armen Kinder! warum habe ich Euch doch das drohende Unglück gesagt! Heute, am schönen Christabende? Das war nicht mein Wille und lag auch nicht in der Absicht Eures Vaters! Nun, jetzt ist das drückende Geheimnis schon verraten, ein Wort, das einmal gesprochen ist, kehret nicht wieder zurück, so wenig als ein abgeschossener Pfeil."

„Weinet nicht, liebste Kinder," sagte die betrübte, ergriffene Mutter, „vielleicht hilft das Prager Jesukind, das ich schon lange mit besonderem Vertrauen verehre, nochmals aus der drohenden Not. Dieses holdreiche Kind ruft es in dieser heiligen Nacht wieder aufs Neue in die Welt hinaus: „Kommet alle zu mir, die ihr mühselig und beladen seid, und ich will Euch erquicken". Diesem allmächtigen Kinde wollen wir vertrauen. Es wird helfen, ich habe das vollste Vertrauen; es wird helfen."

„Es hat schon geholfen," rief jetzt der Vater, der ungesehen diese Worte mit angehört hatte. „Dein Vertrauen, teures Weib, war nicht umsonst. Es hat geholfen in der größten Not durch den Brief, den unsere Kinder mitgebracht haben."

Welch' eine Freude, welch' heiliges Frohlocken erfaßte nun die Mutter und ihre Töchter, da sie diese frohe Botschaft hörten und den Vater so vergnügt und ganz verjüngt sahen.

„Liebste Kinder, wer gab Euch diesen Brief? sagt es mir doch," fuhr der Vater in ganz ungewöhnlicher Aufregung fort, „sagt mir Alles!"

Die Kinder erzählten Alles, was im Posthause vor sich gegangen, und was wir schon wissen. Der Vater hörte mit größter Aufmerksamkeit zu und erklärte das sinnreiche Liebeswerk seiner Töchter als Fügung Gottes.

„Welch großherziger Edelmut! Warum ist es mir nicht vergönnt, unseren Wohlthäter, ja ich darf sagen, unserm Lebensretter, die Hand zu drücken! Da lies, teure Katharina und danke mit mir dem Christkinde!"

Die Mutter nahm den Brief und las:

Bedrängter, verehrter Herr!

Von unbekannter Hand erhalten Sie Hilfe. Soeben erfahre ich von Ihrer Bedrängnis, in die Sie ohne Ihre Schuld geraten sind. Ihre herzensguten, gut erzogenen Kinder lassen einen braven, wackern Vater voraussetzen. Die Liebe derselben zu dem armen Kinde hat mein Herz erobert. Ich biete Ihnen die inliegende Summe als Darlehen an auf fünf Jahre unverzinslich. Nach Verlauf dieser fünf Jahre können Sie das Darlehen heimbezahlen oder Sie erhalten weitere Frist.

Ich empfehle Sie und die Ihrigen Gott. Meinen Namen nenne ich nicht; denken Sie, ein Menschenfreund hat Ihnen geholfen und das Jesukind hat es ihm am heiligen Christabend eingegeben. In diesem Kinde, unsern einzigen Retter, nennen Sie mich

Ihren

getreuen teilnehmenden

Freund Benevolus.

Thränen der Rührung und des Dankes erstickten die Stimme der Leserin und auch in den Augen des Vaters glänzten Thränen des freudigsten Dankes.

Dosch eilte mit den Banknoten in das Besuchszimmer. Dort wartete der gefühllose Bönnert voll Ungeduld. Er drang auf sofortige Bezahlung, zuerst mit kalter Höflichkeit, dann mit Ungestüm und Drohung, er drohte mit Arrest. Dosch bezahlte den Dränger, und es blieb ihm noch eine hübsche Summe übrig. Freudig kehrte der gerettete Mann zu den Seinigen zurück und sagte: „Wahrhaftig, das Christkindlein hat zur rechten Zeit geholfen. Wo die Not am größten, ist die Hilfe am nächsten."

Wie freute sich der treue Diener Felizian mit seinem Herrn, der schon lange Zeit mit ihm getrauert hatte, wie es gute Dienstboten in christlicher Weise zu thun pflegen.

Dosch konnte alle seine Gläubiger befriedigen, und sein Kredit, der ja mehr wert ist, als Geld, wuchs

in kurzer Zeit. Bald hatte er sich erholt und genoß das frühere Vertrauen im erhöhten Maße.

Die gerettete Familie war ganz glücklich in der heiligen Nacht. Sie gingen mit einander in die Christmette und sangen das „Großer Gott“ mit einer Andacht, wie vielleicht noch nie in ihrem Leben.

Zur steten Erinnerung an diesen unvergeßlichen Christabend sollte das Jesukind diesen beglückenden Brief in seinen Händen behalten.

Am hochheiligen Weihnachtsfeste erzählten die glücklichen Kinder den ganzen Verlauf des gestrigen Nachmittags ins Einzelnste, und es kam auch der Traum der Tante zur Sprache, den die Kinder jetzt erst ganz verstanden.

Gott hat an den beiden mitleidigen Mädchen und ihren Eltern Barmherzigkeit geübt, weil sie gegen die armen Auswanderer so barmherzig waren. Gottes Wort trüget nicht.

Am Stephansfeste fuhr Dosch mit seinen Töchtern nach M. hinaus, um sich auf der Post nach dem alten Herrn zu erkundigen; er konnte aber nur wenig erfahren, was ihn überaus schmerzte.

Die Posthalterin konnte weder über den Namen, noch den Stand und Aufenthalt nähere Auskunft geben. Bald nach Abfahrt der Mädchen hatte er die Post verlassen und war zur nächsten Station gegen Italien gefahren. Auch der Postillon konnte keinen weitern Aufschluß geben; er wußte nur zu berichten, daß er von dem freundlichen Herrn ein gutes Trinkgeld erhalten habe; „das ist noch eir guter, christ-

licher Herr," sagte er, „der weiß, was dem gewöhnlichen Mann wohl thut. Gott segne ihn!"

Es verflossen 5 Jahre. Niemand meldete sich, es vergingen noch zwei weitere Jahre, ohne daß sie etwas von ihrem Wohlthäter erfahren hätten.

Das Darlehen lag mit Zins und Zinseszinsen in der Kasse. O, wie gerne hätte es Dosch heimgegeben! So wartete er ruhig zu. „Wenn die rechte Zeit gekommen, wird Gott das Geheimnis lüften," sagte er.

6. Unverhofftes Wiedersehen.

Zum achtenmale war im Hause Dosch der Christabend gefeiert worden seit jenem denkwürdigen heiligen Abende. Das Christkindlein hielt immer noch den merkwürdigen Brief in seinen Händen. Er war wieder gelesen worden und die ganze Familie ging wieder in die heilige Nacht, um das Te Deum zu singen, Gott innig zu danken und für den unbekannten Wohlthäter zu beten. Auch von Stephan und seinen Eltern hatten sie nie etwas gehört. Sie nahmen an und hatten Recht, daß vielleicht gerade durch diesen herzensguten Mann das Christkindlein auch für sie gesorgt habe. Und so war es auch.

Nach einem langen, strengen, frostigen Winter war der Frühling wieder ins Land gekommen mit dem alten Zauberreiz, den er auf die Menschenkinder alle ausübt, mit Blumenpracht und Vogelsang, mit lauen, warmen Winden, mit all der vielversprechenden Blütenpracht und mit tausend Freuden, die im Gefolge dieses Lieblings der Menschen sind.

In diesem Jahre schätzte man den holden Jüngling um so mehr, je strenger der Winter war und je länger man auf ihn hatte warten müssen.

Die Mutter hatte viel gelitten durch den langen Winter, und der Hausarzt riet ihr zur Stärkung einen Aufenthalt im südlichen Klima an, etwa am Comersee oder in Südtirol. Diesen Rat befolgte Dosch. Er fuhr, nachdem die Schwalben heimgekommen waren in einem bequemen Wagen mit seiner Familie durch die Schweiz über die Alpen nach Lecco am lieblichen Comersee. Der getreue Felician begleitete sie. Er saß neben dem Kutscher auf dem Bock. Auch ihm konnte eine solche Erholung nur nützlich sein. War das eine schöne, hochinteressante, herrliche Fahrt! Sie ging über Bregenz und ganz das Rheinthal hinauf in das alte Chur im Graubündtenerland mit seinem ehrwürdigen Dome.

Wie entzückte sie die Fahrt die Via mala hinauf in das Dorf Splügen, wo sich die Wege trennen; der eine führt über den St. Bernhardin, der andere über den Splügen in das Land, „wo die Citronen blühen". Sie wählten den letzteren. Auf dem Splügenpaß lag noch fußhoher Schnee, und sie mußten stundenlang in kleinen Schlitten fahren zum größten Leidwesen der ängstlichen Mutter, aber zur hellen Freude der beiden Töchter, die von Gesundheit und Munterkeit strotzten. Sie sangen manch schönes Lied zur Unterhaltung.

Wohlerhalten kamen sie in Chiavenna an, in der ersten italienischen Stadt, dort ließen sie sich

den „Veltliner“ gut schmecken. Nun ging es den See entlang in raschem Tempo nach Coliko. Ihr Landauer war ein Eilwagen im vollsten Sinne des Wortes. Wie waren sie entzückt über den herrlichen einzigen See mit seinen weißen Kirchtürmen und wunderschönen Landhäusern, mit der üppigen Vegetation, den fruchtbaren Weinstöcken, den Oliven- und Orangenbäumen, die voll goldener Äpfel hingen.

In Lecco nahmen sie in einer wunderschön gelegenen Villa längeren Aufenthalt. Von da aus machten sie Ausflüge nach allen Seiten des Sees bis hinauf nach Como. Es fiel ihnen ein, was sie in den „Verlobten von Manzoni“ vom Comersee gelesen hatten.

Im wunderschönen Monat Mai besuchten sie täglich die so volkstümliche Maiandacht, die damals schon in Italien mit großer Pracht gehalten wurde. Die beiden Schwestern sangen schöne Maienlieder zu Ehren der Maienkönigin in italienischer und in deutscher Sprache und wurden so bald die Lieblinge des Volkes.

Ein Ausflug galt der alten, oft zerstörten Lombardenstadt Mailand, mit seinem einzigen Dome, in dem der berühmte hl. Kardinal und Erzbischof Karl Borromäus begraben liegt. Diesem Heiligen zu Liebe besuchten sie auch die Borromä'sche Insel am Lago Maggiore, wo ein Riesenstandbild dieses edlen Menschenfreundes angestaunt wird.

Mehr als drei Monate dauerte der Aufenthalt

in dieser paradiesischen Gegend. Diese Luftkur hatte große Wirkung auf die Gesundheit der heißgeliebten Mutter. Sie lebte neu auf zur größten Freude der Ihrigen. Jede Spur des bösen Hustens war verschwunden, und Frau Katharina konnte Berge besteigen und an der Seite ihres Gatten, der ein sehr guter Fußgänger war, den Weg durch die herrliche Brianza bis Como sogar zu Fuß zurücklegen.

Nun kam die Zeit zur Rückkehr in die Heimat. Nirgends schöner als daheim! Sie freuten sich doch alle heim, nach dem deutschen Walde mit seinen Eichen und Buchen und duftigen Tannen. Auf dem Heimwege schlugen sie den Weg durch Tirol ein. Herr Dosch wollte das vielgepriesene Land Tirol selbst besuchen und den Seinigen zeigen und seine Gattin Katharina sollte zum Schlusse noch eine Traubenkur in Meran machen zur Stärkung ihrer Brust. Sie kamen nach Trient, Bozen und Brixen; auch den prächtigen Gardasee besuchten sie, den viele Reisenden für den schönsten von allen halten. Am denkwürdigsten blieb ihnen jedoch Natures, ein wenig bekanntes und selten genanntes Dörfchen bei Meran. In der Nähe dieses Gebirgsdorfes wurden sie auf der festen Landstraße von einem argen Donnerwetter überrascht. Sie fanden kaum mehr Zeit, ein alleinstehendes einsam gelegenes Bauernhaus zu erreichen, wo sie Schutz suchten und fanden vor dem strömenden Regen und wilden Brausen des Sturmwindes. Sie fanden die Thüre verschlossen.

Erst nach langem Pochen zeigte sich am Fenster ein Knabe von etwa 10—11 Jahren, frisch wie Milch und Blut. Derselbe betrachtete eine Zeit lang die Fremden mit seinen hellen Augen, dann öffnete er unerschrocken die Thüre. Er führte die erschreckten Herrschaften in die reinliche Stube; dann half er dem Kutscher die Pferde ausspannen, in den Stall führen und abschirren. Darnach sorgte er für Wasser, Haber und Heu, wie ein erwachsener Knecht. Jetzt brach das Wetter erst recht los. In gewaltigen Schlägen, in flammenden zuckenden Blitzen brauste es über die Berge hin, dann fing es gewaltig zu regnen an.

„Der Regen ist ganz recht," sagte der muntere Knabe; man braucht ihn notwendig, es hat schon lange nicht mehr geregnet, die Blumen und Pflanzen und die Erde haben bei uns viel Durst leiden müssen. Euern Pferden habe ich Heu gegeben, denen schmeckt's. Wollt Ihr nicht auch etwas essen?" fragte er treuherzig.

„Was hast du denn, lieber Kleiner?" fragte Dosch lächelnd den treuherzigen Knaben.

„Allerlei gute Sachen," antwortete er. „Die Mutter hat heute frisch ausgerührt. Es gibt Buttermilch und frische Butter; Honig haben wir auch, einen ganz guten Schleuderhonig und ein Roggenbrot, das auch nicht schlecht ist. Und erst der Käse, der wird Euch schmecken."

„Nun so bring, was du hast," sagte die Mutter, „an Appetit fehlt es uns allen nicht."

Der Knabe lief eilig fort und brachte schnell in schneeweißen Tellern und reinlichen Gefäßen, was Küche und Keller bot. Butter nnd Käse und Brot und Honig, süße und Buttermilch; in einem großen Scherben gestockte Milch mit fettem Rahm schleppte er herbei in solcher Menge, daß ganz gut ein Dutzend Menschen sich hätten sättigen können.

„Gott segne es, laßt es Euch schmecken!“ sagte traulich der prächtige Knabe. Er würzte die Mahlzeit mit seinem lieben Plaudern. Er erzählte von seinen Kaninchen (Kühlhasen) im Stalle und dem weißen Lämmchen mit dem roten Bande um den Hals, an dem ein Glöckchen hängt und von seinen Tauben, von den Hennen und den jungen Gockelchen, wie sie Krieg führen mit einander in großem Zorne, und von den gelben, ganz jungen Entlein, die ihm gehören. Dann sprach er vom Forellenbache, wo er so oft schon Fische gefangen und von dem nahen Weiher und dem schönen Walde mit seinen vielen Vogelnestern, und wie im letzten Sommer die Nachtigallen gar so schön geschlagen haben. Er wußte so beredt zu erzählen, daß es einem Professor Ehre gemacht hätte.

Auch vom blinden Kapuzinerpater Antonius sprach er mit wahrer Begeisterung, dem er schon oft am Altare gedient und den er gar oft schon über die Berge geführt und wie ihm der freundliche Pater so schöne Geschichten erzählt, Gebete und Lieder gelehrt und ihn mit schönen, farbigen Bildern

beschenkt habe. Auch von der Maria Mörl habe er viel erzählt.

Sie gewannen alle dieses unverdorbene Ebenbild Gottes voll Unschuld und heiliger Gottesliebe ganz lieb.

Nun lief der Knabe plötzlich davon. Bald kam er zurück mit einem großen Busche der schönsten Spätrosen, weiß und rot, den er freundlich überreichte.

„Diese Blumen sind aus unserm Garten. Der ist groß und schön. Den hättet ihr im Sommer sehen sollen, als alle Blumen blühten. Das war eine Pracht! Jetzt sind die meisten schon verblüht."

„Können wir den Garten nicht sehen? fragte Amalie. „Es ist noch ganz naß draußen," sagte er, „von dem vielen Regen. Morgen, Ihr bleibt doch bei uns über Nacht!"

„Ja können wir denn alle da bleiben? könnt Ihr uns behalten? Habt Ihr so viel Platz?" fragten sie.

„Ich lege mich auf's Heu, wenn es sein muß," erwiderte der gutmütige Junge. Aber unser Haus ist groß; kommt nur und seht!"

Und nun führte er seine Gäste durch das ganze geräumige schöne Bauernhaus und zeigte ihnen Küche und Keller, die Wohnungen der Dienstboten, das Schlaf- und das Gastzimmer, die Backstube und den Haden (Vorratskammer). Alles war überaus reinlich gehalten, die Betten, die Tische und Stühle und die ganze Einrichtung an Geschirr, Kupfer, Zinn und Glas; schöne Heiligenbilder hingen an den Wänden. Alles verriet eine tüchtige Hausfrau. Sie

konnten gar nicht loben und staunen genug. Jetzt stand er vor einer eichenen Thüre, die er mit Andacht und Ehrfurcht öffnete, indem er sagte: „Da haben wir unsere kleine Hauskapelle. Da wird täglich gemeinsam das Morgen- und Abendgebet verrichtet, und wenn es im Winter soviel Schnee hat, daß wir nicht zur Pfarrkirche gelangen können, so hält der Vater hier den Gottesdienst und liest den Goffine vor.“

Sie traten ein. Es war eine ganz einfache Kapelle. Auf dem Altare stand ein schönes Kreuzbild. Einige Tafeln zierten die Kapelle.

„O sieh, Amalie, schau dieses Bild dort an!“ rief Eugenie, „sieh' das ist Er, ja er ist es.“

Damit wies sie auf ein Bild hin, das unter schöner Goldrahme hinter dem Altare hing.

„Ja, er ist es wirklich,“ rief nun auch Amalie. „Das ist der gute alte Herr, der uns vor 9 Jahren auf der Post in M. am Christabend den Brief an dich gegeben hat, Vater, Du weißt schon, welchen Brief!“

„Das wäre also das Portrait meines Lebensretters, unsers großen Wohlthäters,“ rief Dosch, o wunderbare Fügung Gottes!“

„Wen stellt jenes Bild vor, liebes Kind?“ fragte Herr Dosch den Knaben.

„Das ist das Portrait unseres Wohlthäters, dem Vater und Mutter Alles verdanken nach Gott, was sie sind und haben. Das war ein gar guter Herr,“ antwortete er.

„Lebt er nicht mehr?“ riefen sie alle wie aus einem Munde.

„Herr von Mulzer ist seit vier Jahren schon tot,“ sagte traurig der Knabe.

Eine große Blässe überzog das Gesicht des Herrn Dosch, und nur mit Mühe konnte er die Thränen zurückhalten, die über die Wangen der Mutter und der zwei Schwestern rannen.

„So kann ich dir also nicht danken, du edler Menschenfreund,“ sagte Dosch. Sie knieten nieder und beteten für ihren größten Wohlthäter und schlossen: „Herr, gib ihm die ewige Ruhe und das ewige Licht leuchte ihm, Herr, laß ihn ruhen im Frieden!“

Der Knabe betete mit und weinte, daß eine Thräne die andere schlug.

„Ja wie sind denn Deine Eltern mit diesem Herrn bekannt geworden?“ fragte neugierig Herr Dosch.

Der Knabe fing zu erzählen an. Schon nach einigen Sätzen rief Amalie:

„Heißt du nicht Stephan?“ — „Ja!“

„Und deine Eltern Hans und Martha?“

„Ja, wo wissen Sie das her? kennen Sie denn meine Eltern?“ fragte er Eugenie.

„Gott hat uns in das Haus geführt“, rief Amalie, „sie sind es, für die wir vor mehr als acht Jahren gesungen, und für die ich am Christabende Geld gesammelt habe“, und ihre Augen leuchteten. „Du bist also Stephan, das arme Kind,

das ich damals auf dem Arme getragen, o sei herzlich gegrüßt," damit drückte sie dem Knaben die Hand und gab ihm einen Kuß auf seine Stirne.

„Ihr seid also die Fräulein, von denen Vater und Mutter so oft schon gesagt haben. Für Euch haben wir täglich gebetet. O, wie werden sich Vater und Mutter freuen, die so oft von den zwei mitleidigen Fräulein schon erzählt haben. O, daß sie da wären! Ihr müsset da bleiben, bis sie kommen," sagte bittend der Knabe.

Doch es bedurfte gar keiner Bitte. Es drängte sie alle, die zwei Auswanderer zu sehen, von denen die Schwestern schon so viel erzählt hatten. Gerne gaben sie den Bitten des Knaben nach, hoffte ja Herr Dosch, von seinem Wohlthäter zu erfahren. Sie gingen in die Wohnstube hinab, wo noch viele Speisen auf dem Tische standen.

Stephan holte einige Flaschen ächten Tiroler Wein aus dem Keller und ein Waizenbrot.

Er lief oft hinaus, um zu sehen, ob denn die Eltern noch nicht kommen. Einigemale lief er auf den Boden, um mit seinen scharfen Äuglein nach den ersehnten Eltern zu spähen.

„Jetzt kommen sie," rief er freudig erregt.

In wenigen Minuten hielt ein schmuckes Wägelchen im Hofe. Ein schöner, schmucker Mann in der kleidsamen Tracht jener Gegend stieg aus und nach ihm seine Ehefrau; es waren Hans und Martha.

In dieser Lage, gesund und wohlgenährt und gut gekleidet, hätten Eugenie und Martha die

ehemaligen hungernden und frierenden Auswanderer nicht mehr gekannt, während sie die beiden Fräulein sogleich erkannten. Das war ein herzlich Grüßen! ein freudig Wiedersehen! Die glückliche Martha fiel den zwei Fräulein um den Hals und weinte, weinte Thränen der Freude, die ja nur selten fließen in diesem Thale der Zähren. Nun ging es an ein Fragen und Erzählen. Dosch und die Seinigen wollten Alles genau wissen, besonders über Herrn von Mulzer. Es redeten Hans und Martha; diese zumeist, weil sie eine geläufige Zunge hatte und angenehm zu erzählen wußte.

7. Seltene Lebensführungen.

Die Familie Dosch beschloß, zwei Tage da zu bleiben, ein Entschluß, der die Eltern und den geweckten Stephan überaus freute. Nun hatten sie Zeit genug zu fragen, zu erzählen und zu hören.

Und Martha erzählte: „Könnt' ich Euch doch recht schildern, wie's uns jenen Abend um die Herzen war, als Ihr uns Hungrige speistet, unser Kind, das halberstarrte, wärmtet und uns beim Abschiede so viel Geld auf den Tisch legtet, daß wir nicht bloß die Reise nach der Heimat damit bestreiten konnten, sondern ein ganzes Jahr lang keine Not zu fürchten hatten. Es war uns, als wären wir

aus dem Jammerthale in das Paradies versetzt worden und das Christkindlein sei mit seinen Engeln und den besten Gaben des Himmels zu uns gekommen. Und wie groß auch unser Glück war, das Christkindlein wollte uns noch etwas Besseres bescheren. Es sandte uns in unserer Verlassenheit einen hilfreichen Gutthäter, ja mehr als einen Gutthäter, einen Vater sandte es uns in dem Herrn Mulzer, den Gott ewig für das segnen wolle, was er uns und unserm Kinde gethan hat. —

Wie er nun uns fragte, ob wir ihm auf sein Gut folgen wollten, antworteten ich und Hans wie aus einem Munde: „Wir folgen Euch, Herr, bis an das Ende der Welt; denn wir wissen, daß Ihr es gut mit uns meint!“

Darüber hatte er eine große Freude und sprach: „Gewiß, ich hab' es gut mit Euch vor; so Ihr Euch christlich und fleißig aufführt, so will ich Euer Vater werden!“

Dann fuhren wir in der Nacht noch weiter; denn höchst wichtige Geschäfte gestatteten ihm keinen Aufschub; aber im Wagen saßen wir so warm und so bequem; Stephan schlummerte auf meinem Schoße, und seine Decke war ein großes Stück von dem Pelzmantel des Herrn Mulzer. Mehrmals während der Fahrt bot er uns stärkenden Wein zur Erquickung, es bedurfte aber dessen nicht; denn die Freude über unser unverhofftes Glück brannte wie ein mildes Feuer in unsern Gemütern. Gegen Mitternacht kamen wir auf die nächste Station

P—t. Da läuteten die Glocken eben zur Mette. „Wollen wir der heiligen Mette beiwohnen!“ hob plötzlich Herr Mulzer an; „mein Herr und Kaiser wird mir sicher nicht zürnen, wenn ich ein Stündlein hier halte und mit den Engeln den Herrn des Himmels und der Erde anbete!“

„Ihr könnt denken, daß wir mit Freude zustimmten. So gingen wir und Stephan mit uns zu der Kirche. Habe seit Jahren nicht so herzlich und brünstig gebetet und gedankt, als in jener Nacht; sie war ja für mich und die Meinigen wahrhaft eine Nacht der Gnade.

Auf dieser Station blieben wir bis zum Gottesdienste und konnten bis zum Morgen ausruhen; zum andernmal tönten die Glocken; wir wohnten mit Herrn Mulzer der heiligen Messe bei und setzten dann die Reise fort. Schon am andern Tage hatten wir die österreichische Grenze erreicht, und nach drei andern Tagen kamen wir nach der großen Hauptstadt Wien. Hier stiegen wir in einem Hause ab, das groß und herrlich wie ein Palast war und Herrn Mulzer gehörte. Das ganze Haus war auf das prachtvollste eingerichtet; unsere Füße zitterten fast, den spiegelhell geputzten Boden zu betreten; der Hausmeister führte uns in ein großes Zimmer, das mit Tapeten, Spiegeln und Fußteppichen geziert war; darin sollten wir wohnen. Als wir aber fast erschrocken beteuerten, das Zimmer sei viel zu vornehm für uns; wir wären nur ganz gemeine Leute, und er möchte uns doch eine ge-

ringere Stube geben, lachte er und sprach: „Wir haben keine andere Wohnung für Euch, und der Herr will, daß Ihr hier Euch bequem macht! Braucht Ihr was, so sagt es nur!"

Eben so reich war das Essen; es war, als speiseten wir an der Tafel eines Fürsten. Da gedachten wir oft unserer Not in Amerika und auf den Schiffen, wo Löcher unsere Wohnung und halbverfaulte Erdäpfel und schimmlichtes Brot unsere Speise waren. Freilich, da traten nicht selten uns die Thränen in die Augen und wir dankten Gott und segneten unsern edlen Gutthäter. Gerne hätten wir auch der Frau von Mulzer die Aufwartung gemacht; wir hörten aber zu unserm großen Leidwesen, daß sie seit vielen Jahren samt ihrem Kinde gestorben sei. So konnten wir nichts anders für sie thun, als beten. Herr Mulzer kam fast täglich auf eine kurze Zeit zu uns, um zu sehen, wie es uns erginge. „Ihr müßt Euch von den Beschwerden der Seefahrt zuerst erholen," sagte er dann, wenn Hans, der das Arbeiten gewohnt war, ihm von Langeweile sprach; „seht Euch nur das schöne Wien an, da habt Ihr Beschäftigung genug. Vierzehn Tage müßt Ihr hier bleiben und Euch Kräfte sammeln; für die Arbeit will ich dann schon sorgen."

Nach Ablauf dieser Zeit kam eines Morgens unser Gutthäter, von einem ältlichen, wohlgekleideten Herrn begleitet, und fragte uns, ob wir uns Wien genugsam besehen und uns hinreichend erholt hätten?

Da sagten wir fröhlich: Ja; er möge uns nur ansehen; wären wir doch bei seiner Pflege rund und rotbäckig geworden. Da lachte er freundlich und sprach: „So ist's recht; so hab' ich's gewollt. Jetzt kommt nach der Ruhe die Arbeit. Dieser Herr da ist der Verwalter meines Gutes zu Raßdorf; er nimmt Euch dahin mit und wird Euch vorerst ein kleines Vorwerk zur Bewirtschaftung übergeben. Ich zweifle nicht, daß es gut gehen wird. Das ist aber nur der Anfang; rechtfertigt Ihr mein Zutrauen, so dürft Ihr bald etwas Besseres erwarten! So geht denn mit Gott!"

Da küßten wir mit Thränen der Rührung und Freude dem Herrn Mulzer die Hände; er aber gab uns noch eine Rolle Gold und drückte dem Stephan einen Kremnitzer (Dukaten) in die Händlein. Es war uns der Abschied von dem edlen Herrn und den guten Leuten des Hauses eben nicht leicht. Er versprach jedoch, uns des Sommers in Raßdorf zu besuchen; in jedem Anliegen sollten wir nur getrost uns an ihn wenden; übrigens sei der Verwalter schon beauftragt, für uns zu sorgen und in jeder Not uns beizustehen.

So gingen wir denn nach Raßdorf; das Schloß liegt auf einer kleinen Anhöhe, das Dorf am Fuße derselben; die Donau fließt ganz nahe vorbei und bewässert eine Gegend, die eben so schön als fruchtbar ist. Alle Arten Getreide gedeihen hier auf das beste; das edelste Obst und selbst Wein von sehr gutem Geschmacke wächst auf den Abhängen

längs der Donau. Außerdem hatte das Gut noch herrliche Waldungen und einen großen Fischweiher. Die Oekonomie war sehr bedeutend und auf das Beste bestellt; denn der Verwalter verstand die Landwirtschaft vom Grund aus und plagte sich und sah nach vom frühen Morgen bis in die späte Nacht. Wir staunten über das kräftige, schöne Rindvieh, die herrlichen Pferde und die Herden der ausgesuchten feinwolligen Schafe. So etwas hatten wir in unserm Leben noch nicht gesehen. Was uns noch mehr gefiel, war die große Reinlichkeit an allen Orten, besonders aber die Ruhe, Ordnung und sichtbare Zufriedenheit unter den vielen Dienstleuten. Keines war mit Arbeit überbürdet, keines bevorzugt; jedes erhielt dasselbe Maß der Arbeit, soweit dies möglich war, dieselbe Kost und den seinen Leistungen entsprechenden Lohn. Wahrlich, nirgends hatten wir die Beköstigung und den Lohn so gut gefunden wie hier. Freilich, es war ja der edle Herr Mulzer der Besitzer des Gutes, und der kargte nicht, am wenigsten gegen seine Dienstboten, die da alle mit großer Liebe und Treue an dem freigebigen Herrn hingen.

Doch in Raßdorf selber war unsers Bleibens nicht; uns ward eine Schwaige, der Buschhof genannt und ein Stündlein vom Schlosse, mitten im Walde gelegen, zur Bewirtschaftung übergeben. Der Verwalter führte uns selber hinaus und wies uns ein; wir trafen Alles im besten Stande, sowohl was Pferde und Rindvieh, als was auch die Ge-

bäude, Einrichtung und Gründe belangte. Zwei Knechte und drei Mägde waren uns beigegeben. Im Winter, freilich, da ließ sich nicht viel machen; aber sobald das Frühjahr kam, gingen wir mit Lust und Freude an die Arbeit. Hans war in seinem Elemente; war es ja schon lange sein Wunsch gewesen, ein Gut als Baumeister bewirtschaften zu können; jetzt hatte er ein solches und zwar mit Mitteln und unter Verhältnissen, wie sie nicht leicht besser zu finden waren. Die Dienstboten halfen uns wacker, und bald stand auf unsern Gründen Alles in so gutem Stande, daß sich selbst der Verwalter, der von seinen Leuten nicht wenig verlangte, darüber wunderte, uns lautes Lob spendete, und versprach, unsere Leistungen bei Herrn Mulzer nach Verdienst rühmen zu wollen.

Da fragte ich den Verwalter, ob der gnädige Herr nicht bald selber nach Raßdorf käme.

„Das kann weder ich noch ein Anderer Euch sagen,“ meinte dieser; „der gnädige Herr liebt Überraschungen und kommt oft unerwartet wie der Blitz daher. Er hat nicht bloß große Güter, sondern besitzt auch zwei Fabriken und ist bei vielen großen Handlungsgeschäften beteiligt. Wegen seiner Kenntnisse und seines biedern Charakters ist er bei dem Kaiser und dem Ministerium gar wohl angeschrieben, und sie schicken ihn zu der rechten Zeit bald dorthin, bald dahin. So wissen wir gar oft nicht, wo er sich nur eigentlich aufhält.“

Bei dieser Gelegenheit erfuhren wir auch im weitern Gespräche, daß Herr Mulzer nur Einen nahen Verwandten, einen Schwestersohn, Namens Bernard, hätte, der aber gerade das Gegenteil seines Oheims sei, und durch seine schlechte Aufführung diesen also erzürnt habe, daß er gar nichts mehr von ihm wissen wollte und seit Jahren schon allen Verkehr mit ihm abgebrochen habe.

Darüber empfanden wir eine große Betrübnis und wir konnten nicht begreifen, wie's möglich wäre, mit einem so grundguten Herrn, wie's unser Gutthäter war, nicht auszukommen und ihm so wehe zu thun.

So nahte die Zeit der Ernte heran; Gott hatte unsern Fleiß und Schweiß gesegnet — die Felder prangten in einer Fülle und Schönheit, daß man nicht leicht Schöneres sehen konnte. Wie groß war da nicht unsere Freude und größer noch wäre sie gewesen, hätten wir Herrn Mulzer herbeiwünschen und ihm die Frucht unserer Arbeit und den Segen Gottes zeigen können. Da kam er einmal des Abends daher und überraschte uns mit dem Verwalter auf dem Felde. Das war eine Freude! Auch ihm sah man es an, daß es ihn von Herzen freute, mit uns wieder einmal zusammenzukommen; mit der alten Güte und Teilnahme erkundigte er sich über Alles, was uns betraf und besichtigte dann mit prüfendem Auge den Stand unserer Wirtschaft. Er bezeigte uns hierüber seine ganze Zufriedenheit. „Ihr lieben Leute," sprach er, „ich habe mich in Euch nicht ge-

täuscht, ihr habt meine Erwartungen weit übertroffen. Macht nur so fort; es wird Euer Schaden nicht sein; ich hab' es gut mit Euch vor; glaubt es mir, ihr arbeitet nicht bloß für mich, ihr arbeitet noch mehr für Euch. Das werdet Ihr einstens sehen!"

Es war auch der kleine Stephan mit uns auf dem Felde; den nahm Herr Mulzer auf seine Arme, herzte ihn und gab ihm einen neuen Kremnitzer Dukaten. Auch die Dienstboten, die uns so treu bei der Arbeit geholfen, belobte und beschenkte er, jeden mit einem Frauenthaler. Der bravste und fleißigste von ihnen war Benno, unser Oberknecht, ein Tiroler. Dem war vor Kurzem der Vater gestorben, und das Leid über diesen Todfall hatte ihn nicht wenig betrübt und traurig gemacht. Herr Mulzer sah's ihm gleich an und befragte ihn über die Ursache seiner Betrübnis. Mit Thränen in den Augen erzählte ihm Benno des Vaters Tod und der Mutter Bedrängnis, die da mit den jüngern Geschwistern kaum auf dem Gütl forthausen könnte.

„Hättest denn du nicht Lust, das Gütl zu übernehmen?" fragte jetzt Herr Mulzer.

„Ei, freilich," sprach Benno; „die Mutter will es auch; denn ich bin der Älteste; aber es thut's nicht. Ich brauche 600 Gulden zur Übernahme und habe kaum so viele Kreuzer."

Herr Mulzer sagte hierauf kein Wort, schrieb sich aber den Namen Benno's und seiner Heimat

auf. Nach sechs Wochen ward Benno zu dem Verwalter nach Raßdorf berufen und erfuhr, daß Herr Mulzer in seine Heimat geschrieben und sich genau um seine und der Mutter und Geschwister Lage erkundigt hätte. Und nur Gutes hätte er vernommen; darum schenke er dem Benno zur Übernahme des väterlichen Gutes 1000 Gulden, die ihm der Verwalter auszahlen sollte, und er hoffe und wünsche, daß Benno als guter Sohn und treuer Bruder, die Stütze der Seinigen werden würde.

Wer könnte da die Freude des wackern Burschen schildern! Mit Leid und Freude nahm er von uns Abschied und sprach zu uns: „Tirol ist ein gutes und schönes Land, und mein Ort liegt gerade in der schönsten Gegend, drum kommt und sucht mich und die Mutter einmal heim!“

„Gerne,“ meinten wir; „aber das hängt nicht bloß von uns ab, und es wird sich wohl so bald nicht machen lassen!“

„Freilich, damals hatten weder ich noch Hans eine Ahnung, daß wir nach wenigen Jahren schon Benno's Nachbarn sein würden. Der Mensch denkt's, Gott aber lenkt's.“

So verflossen drei Jahre; wir waren Alle gesund, der Stephan gedieh und wuchs heran; wir arbeiteten fleißig, und Gott gab Seinen Segen. Alle Jahre und nicht selten öfters kam Herr Mulzer nach Raßdorf und besuchte uns dann allezeit auf

dem Buschhofe. Das war dann allezeit für uns ein Fest- und Freudentag. Herr Mulzer bezeigte uns immerfort die alte Güte und herzliche Teilnahme, die alte Zufriedenheit mit unserer Wirtschaft, wie sie sich allerdings durch den Segen von Oben mit jedem Jahre besser machte. Hatten wir einen Wunsch, so brauchten wir ihn nur auszusprechen, und er ward erfüllt. Gar oft wiederholte Herr Mulzer sein früheres Wort: „Arbeitet nur mit dem bisherigen Fleiße fort; glaubt mir, ihr arbeitet nicht bloß für mich, ihr arbeitet noch mehr für Euch! denn ich hab' es gut mit Euch vor!"

Diese Worte begleitete dann ein freundliches Lächeln und ein Blick voll Wohlwollen und Güte, der uns immer unvergeßlich bleiben wird. Einmal befragte Hans den Verwalter, was denn wohl Herr Mulzer mit der Rede meinte: „Ihr arbeitet nicht bloß für mich, Ihr arbeitet noch viel mehr für Euch?"

„Das weiß ich nicht gewiß; aber ich kann es mir denken", antwortete der Verwalter. „Mulzer ist kinderlos und steht allein in der Welt. Er ist gütig und wohlthätig, und gedenkt Euch wohl einmal die Schwaige zu schenken." So dachten auch wir, und gewiß, das wäre geschehen, wenn nicht Herr Mulzer so schnell aus diesem Leben geschieden wäre. Doch, der liebe Gott hat uns auf andere Weise geholfen.

Es sind eben vier Jahre, daß Herr von Mulzer wieder nach Raßdorf kam und auch uns besuchte.

O, wie war er so gut und vergnügt und gesünder als je. Er setzte sich zu uns und ließ es sich gut schmecken, was wir ihm vorsetzten. Er redete herzlich, wie nie mit uns. Wir sprachen verschiedenes und es kam das Gespräch auch auf den unvergeßlichen Christabend auf der Post in M., wo unser Elend aufhörte und bessere Tage für uns anfingen. Mein Mann und ich, wir sprachen unsere Sehnsucht aus, einmal noch etwas von den zwei guten Fräulein zu hören, denen wir so viel verdanken.

Da sprach Mulzer: „Denselben Wunsch hege auch ich schon lange; aber noch ist es zu früh. Wenn ein Jahr vorüber ist, dann will ich die Fräulein und ihre Eltern selbst besuchen und sie zu mir nach Wien laden, dann bringe ich sie auch zu Euch."

„O, der gute Herr," rief Eugenie, „wie hätte das uns gefreut! Nicht wahr, Amalie?"

„Die Hälfte meines Vermögens gäbe ich hin, wenn ich nur eine Stunde meinen Wohlthäter sehen könnte!" sagte der Vater, „doch, das kann leider nicht mehr sein."

„Nur der Tod hielt ihn ab," sagte Martha, Thränen in den Augen; „denn eine Stunde nachher war der gesunde, lebensfrohe Mann eine Leiche."

„Ja, wie kam das so schnell?" fragte gerührt Herr Dosch.

Hans war indes hinausgegangen; er war so ergriffen, daß er in Schluchzen ausbrach, auch Martha konnte nicht alsogleich weiter reden.

Alle schwiegen und sannen. Endlich hub Martha an: Als Mulzer fortging, zog ein Gewitter heran. Es donnerte ganz unheimlich. Gelbgraue Wolken zeigten sich. Wir baten, er möge doch bleiben und das Gewitter vorüber lassen, doch er ließ sich nicht aufhalten. „Ich komme noch gut nach Raßdorf, ehe das Gewitter losbricht," sagte er, „lebt wohl, auf Wiedersehen!" Das waren die letzten Worte, die wir aus seinem Munde hörten. Mein Mann bot ihm an, ihn zu fahren, was er gerne annahm. Auf dem Wege ging ein Wolkenbruch nieder, und nicht ohne Gefahr kamen sie nach Raßdorf. Hier fanden sie alles in Angst und Not. Die Donau war ausgetreten und hatte die ganze Umgebung überschwemmt. Überall hörte man Sturmläuten. Man hörte das laute Jammern der Menschen und das Brüllen der Tiere; es muß herzzerreißend gewesen sein. Ganze Dörfer waren unter Wasser. Viele Leute flüchteten sich auf das Schloß. Mulzer nahm sie alle auf und suchte zu helfen, so gut er konnte. Er schickte seine Knechte mit Kähnen aus und fuhr selbst mit einem Manne auf einem Kahne ins Dorf hinab, um Menschenleben zu retten. Mein Mann begleitete ihn. Am größten war die Not an der Donaumühle. Neun Personen rettete Mulzer vor dem Tode. Er und seine Knechte waren ganz erschöpft.

„Jetzt ist es genug," sagte er, „wir können nicht mehr; es geht nicht weiter, möge Gott weiter helfen!"

Da hörte er von der Mühle her eine Frauen-

stimme schreien: „O helft, o helft, ich bin verloren!

„Das ist die alte Hirtengretl," hieß es; „an die hat Niemand gedacht in der Verwirrung, die ist verloren!"

„Nein, nein," rief der edle Mann, „kommt, wir wollen sie retten, helft, liebe Leute! Auf, es gilt ein Menschenleben!"

Die Knechte, die bisher sich so willig zeigten, zagten und schüttelten die Köpfe.

„Es ist dunkel geworden, der Strudel ist reißender geworden, das Wasser ist gestiegen, ein Rettungsversuch ist lebensgefährlich."

Mulzer stieg in den Kahn und rief:

„Hundert Gulden dem, der mich begleitet."

Niemand ging darauf ein. Da rief mein Mann: „Ich gehe mit Ihnen durchs Feuer, nicht bloß durchs Wasser; das Geld soll den Beschädigten gehören."

Indes war Hans wieder in die Stube getreten.

„Erzähl' du weiter", sagte Martha, „du hast es ja miterlebt und kannst das besser erzählen, als ich!" „Wo bist du denn geblieben? Recht." Und Hans fuhr fort:

„Auf, in den heiligsten Namen Jesu, Maria und Joseph, betet für uns!" damit fuhren wir der gefährdeten Mühle zu. Mit vieler Anstrengung kamen wir zur Mühle. Die alte Gretl war am

Fenster des obersten Stockes. Als sie uns erblickte, stieß sie ein Freudengeschrei aus. Mit einem Seile wurde sie in den schwankenden Kahn gebracht.

„Gott sei Dank, wir haben sie,“ rief der edle Menschenfreund. Das war sein letztes Wort. Ein totes Pferd, das auf den Wogen herschwamm, stieß so stark an den Kahn, daß dieser umstürzte. Wir fielen alle drei ins Wasser. Ich schrie laut: „Helfet, helfet!“ Wir waren schon nahe dem Lande. Einige starke Hände halfen, Herrn Mulzer und die alte Gretl ans Land bringen. Diese lebte, ihr Lebensretter aber war tot; ein Herzschlag hatte ihn getötet. Der Jammer war groß. Viele fingen laut zu weinen an, auch ich weinte, wie ein Kind.“

Sie waren alle ergriffen und schwiegen. Nach einer längeren Pause sagte Herr Dosch: „Welch ein schöner, beneidenswerter Tod! Dieses Leben war wert, so schön zu schließen. Mir fällt das „Lied vom braven Mann“ ein, das du, liebe Amalie, mir einmal so schön vorgetragen hast, kannst du es nicht mehr? Es ist ein herrliches Lied.“

„Ja, ich habe es erst gestern der Eugenie vordeklamiert, ich weiß es noch ganz.“

„So sag' es uns, daß diese guten Leute es auch hören, und Stephan soll es lernen aus Dankbarkeit für seinen Wohlthäter.“

„Recht gern will ich es sagen,“ erwiderte Amalie.

Und sie begann:

Das Lied vom braven Mann.

Hoch klingt das Lied vom braven Mann,
Wie Orgelton und Glockenklang.
Wer hohen Muts sich rühmen kann,
Den lohnt nicht Gold, den lohnt Gesang.
Gott Lob, daß ich singen und preisen kann,
Zu singen und preisen den braven Mann.

*

Der Tauwind kam vom Mittagsmeer
Und schnob durch Welschland trüb und feucht.
Die Wolken flogen vor ihm her,
Wie wenn der Wolf die Herde scheucht.
Er fegte die Felder, zerbrach den Forst,
Auf Seen und Strömen das Grundeis borst.

*

Am Hochgebirge schmolz der Schnee,
Der Sturz von tausend Wassern scholl,
Das Wiesenthal begrub ein See,
Des Landes Heerstrom wuchs und schwoll,
Hoch rollten die Wogen entlang ihr G'leis
Und rollten gewaltige Felsen Eis.

*

Auf Pfeilern und auf Bogen schwer,
Auf Quaderstein von unten auf,
Lag eine Brücke drüber her
Und mitten stand ein Häuschen drauf.
Hier wohnte der Zöllner mit Weib und Kind. —
„O Zöllner, o Zöllner, entfleuch geschwind!“

*

Es dröhnt' und dröhnte dumpf heran,
Laut heulten Sturm und Wog ums Haus.
Der Zöllner sprang zum Dach hinan
Und blickt' in den Tumult hinaus. —
„Barmherziger Himmel, erbarme dich!
Verloren! verloren! Wer rettet mich?" —

*

Die Schollen rollten, Schuß auf Schuß,
Von beiden Ufern, hier und dort,
Von beiden Ufern riß der Fluß
Die Pfeiler samt den Bogen fort.
Der bebende Zöllner mit Weib und Kind,
Er heulte noch lauter als Strom und Wind.

*

Die Schollen rollten, Stoß auf Stoß
An beiden Enden, hier und dort,
Zerborsten und zertrümmert schoß
Ein Pfeiler nach dem andern fort.
Bald nahte der Mitte der Umsturz sich. —
„Barmherziger Himmel, erbarme dich!" —

*

Hoch auf dem fernen Ufer stand
Ein Schwarm von Gaffern, groß und klein,
Und jeder schrie und rang die Hand,
Doch mochte niemand Retter sein.
Der bebende Zöllner mit Weib und Kind
Durchheulte nach Rettung den Strom und Wind.

*

Wann klingst du, Lied vom braven Mann,
Wie Orgelton und Glockenklang?
Wohlan! So nenn ihn, nenn ihn dann!

Wann nennst du ihn, mein schönster Sang?
Bald nahet der Mitte der Umsturz sich.
O braver Mann, braver Mann, zeige dich!

*

Rasch galloppiert ein Graf hervor
Auf hohem Roß, ein edler Graf.
Was hielt des Grafen Hand empor?
Ein Beutel war es, voll und straff. —
„Zweihundert Pistolen sind zugesagt
Dem, welcher die Rettung der Armen wagt!“

*

Wer ist der Brave? Ist's der Graf?
Sag an, mein braver Sang, sag an! —
Der Graf, beim höchsten Gott! war brav,
Doch weiß ich einen bravern Mann. —
O braver Mann, braver Mann, zeige dich!
Schon naht das Verderben sich fürchterlich. —

*

Und immer höher schwoll die Flut,
Und immer lauter schnob der Wind,
Und immer tiefer sank der Mut. —
O Retter, Retter, komm geschwind! —
Stets Pfeiler auf Pfeiler zerborst und brach.
Laut krachten und stürzten die Bogen nach.

*

„Hallo! Hallo! Frisch auf, gewagt!“
Hoch hielt der Graf den Preis empor.
Und jeder hört's, doch jeder zagt, —
Aus Tausenden tritt keiner vor.

Vergebens durchheulte mit Weib und Kind
Der Zöllner nach Rettung den Strom und Wind.

*

Sieh, schlecht und recht, ein Bauersmann
Am Wanderstabe schritt daher,
Mit grobem Kittel angethan,
An Wuchs und Antlitz hoch und hehr.
Er hörte den Grafen, vernahm sein Wort
Und schaute das nahe Verderben dort.

*

Und kühn in Gottes Namen sprang
Er in den nächsten Fischerkahn;
Trotz Wirbel, Sturm und Wogendrang
Kam der Erretter glücklich an.
Doch wehe! Der Nachen war allzuklein,
Um Retter von allen zugleich zu sein.

*

Und dreimal zwang er seinen Kahn
Trotz Wirbel, Sturm und Wogendrang,
Und dreimal kam er glücklich an,
Bis ihm die Rettung ganz gelang.
Kaum kamen die letzten im sichern Port,
So rollte das letzte Getrümmer fort. —

*

Wer ist, wer ist der brave Mann?
Sag an, sag an, mein braver Sang!
Der Bauer wagt' ein Leben dran;
Doch that er's wohl um Goldesklang?
Denn spendete nimmer der Graf sein Gut,
So wagte der Bauer vielleicht kein Blut! —

*

„Hier“ rief der Graf, „mein wackrer Freund,
Hier ist dein Preis! Komm her! Nimm hin!“
Sag an, war das nicht brav gemeint?
Bei Gott! der Graf trug hohen Sinn. —
Doch höher und himmlischer wahrlich schlug
Das Herz, das der Bauer im Kittel trug.

*

„Mein Leben ist für Gold nicht feil,
Arm bin ich zwar, doch eß' ich satt.
Dem Zöllner werd' eu'r Gold zu teil,
Der Hab' und Gut verloren hat!“
So rief er mit herzlichem Biederton
Und wandte den Rücken und ging davon. —

*

Hoch klingst du, Lied vom braven Mann,
Wie Orgelton und Glockenklang!
Wer solchen Mut's sich rühmen kann,
Den lohnt kein Gold, den lohnt Gesang.
Gott Lob, daß ich singen und preisen kann,
Unsterblich zu preisen den braven Mann.

(Bürger.)

„O wie schön, wie ergreifend ist dieses Lied!“ sagten sie, als Amalie es zu Ende gesagt hatte. Sie waren alle aufs Neue ergriffen.

„Morgen erzählet uns weiter, wir wollen jetzt in den Garten gehen.“

7. Ganz anders.

Ein schöner, heller aber frischer Morgen brach an. Nachdem sie alle gemeinsam in der Kapelle das Morgengebet verrichtet hatten, nahmen sie das Frühstück. Und nun wurde weiter erzählt; denn die ganze Familie Dosch, auch Felician, war sehr begierig zu erfahren, wie es weiter gegangen. Martha erhielt das Wort. „Es fand sich kein Testament vor," hub sie an. „Man munkelte, es sei eines da gewesen aber unterschlagen worden; etwas Sicheres hat man nie erfahren.

Als Erbe meldete sich Bernard, der einzige Sohn der früh verstorbenen Schwester von Herrn von Mulzer.

Er war der einzige rechtliche Erbe und trat das reiche Erbe mit wildem Jubel an. Er war ein ausschweifender Mensch. Nun hielt er sich für einen reichen Mann und fing ein ganz üppiges Leben an. Bald sah er ein, daß er sein Erbe weit überschätzt habe, und ließ seinen Zorn darüber gerade an Jenen aus, denen sein Oheim besonderes Vertrauen geschenkt hatte. Die meisten Beamten auf den Gütern und in den Fabriken setzte er ab, auch den Verwalter in Raßdorf entfernte er. An dessen Stelle kam ein junger, hochfahrender, hochmütiger Mann. Wir mußten den dreifachen Pacht von früher bezahlen. Das vermochten wir in die Länge nicht zu erschwingen.

„Ja, es war zu viel“, sagte Hans. „Ich ging selbst nach Wien und wollte um eine Erleichterung nachsuchen, aber ich durfte nicht zum gnädigen Herrn. Der Portier in seinem goldgestickten Rocke wies mich barsch ab. Eine mitleidige Kammerfrau führte mich zur Gemahlin des neuen Herrn.

Ich traf sie in einem prächtigen Salon. Sie saß auf einem sammtenen Lehnstuhl, neben sich ihr siebenjähriges Töchterlein. Beide sahen blaß aus. Voll Teilnahme hörte sie mein Anliegen an und versprach, für mich Fürbitte einzulegen, fügte aber schmerzvoll bei: „Es wird aber wohl Nichts helfen.“ Dabei nahmen ihre feinen Züge einen ganz traurigen Ausdruck an. Ich mußte ihr viel von Mulzer erzählen; sie konnte gar nicht genug hören. Am Ende brach sie in Thränen aus.

Als ich eben gehen wollte, wurde die Thüre aufgerissen, und Bernard, ihr Mann trat ein mit weinerhitztem Gesichte und ganz zornig. Die gnädige Frau brachte meine Bitte sanft vor, er aber schrie:

„So, du bist der Pächter vom Buschhofe? Dir soll ich Etwas schenken, Dir, dem Schoßkinde meines zu schwachen Vetters, den Du wie die übrigen alle ausgesogen haben.“ In kränkender Weise warf er mir Untreue und sogar Unterschlagung vor. Ich schwieg. Ich konnte ruhig alles anhören; denn mein Gewissen sprach mich von jeglicher Schuld frei.

„Du mußt von der Schwaige“, schrie er, „in vier Wochen kannst Du einpacken.“

„Ichj gehe gerne,“ antwortete ich, „denn mit einem solchen Herrn kann ich nicht hausen.“

Er ging und schlug die Thüre zornig hinter sich zu. Die Frau weinte und drückte mir zwei Kronenthaler in die Hand mit der Bitte, ihrem Manne nicht zu zürnen. Dankbar verließ ich die gute Frau, und traurig kehrte ich heim.

„Du weißt es noch, wie traurig ich heimkam,“ sagte er zu Martha.

„Ja, wir waren sehr niedergeschlagen,“ fuhr Martha fort, „und beratschlagten, was wir anfangen wollen.“

Während wir so hin und her rieten und Vorschläge machten, kam der Briefbote und brachte zwei Briefe.

Der eine kam aus Tirol und wir erkannten sogleich die Handschrift des alten Oberknechtes Benno, der andere kam aus Amerika; wir konnten das Postzeichen nicht entziffern.

Hastig öffnete ich Bennos Brief und las ihn meinem Manne vor.

„Ich habe ihn ganz in der Nähe,“ sagte Hans „und will ihn holen.“

Schnell kam er wieder. Martha bat, den tröstlichen Brief vorlesen zu dürfen, was Dosch gerne gestattete in Erinnerung an jenen Brief am Weihnachtsabend aus Mulzers Hand. Benno schrieb:

Meine Lieben!

Lange schon habe ich Nichts mehr von Euch gehört. Wie geht es Euch doch? Mir geht es sehr gut. Wie thut mir der alte gnädige Herr leid, daß er so um das Leben kommen mußte, da ist wieder wahr geworden: „Wie gelebt, so gestorben.“ Von dem neuen Herrn habe ich schon viel Schlimmes gehört. Wenn er auch Euch Schwierigkeiten macht, so weiß ich einen Ausweg. Ganz in der Nähe unsres Dorfes liegt ein schönes Gut. Das ist zu verpachten oder zu verkaufen. Wenn Ihr 2000 Gulden auftreibet, so gehört es Euch, aber säumet nicht. Antwortet bald

Euerm

guten Freunde

Benno.

Das wäre recht und schön, sagten wir zu einander, doch woher so viel Geld nehmen?

Nun öffneten wir das Paket aus Amerika. Welche Überraschung! Jener Mann, der in Amerika soviel Elend über uns gebracht hatte, bekehrte sich auf dem Krankenbette und vermachte uns nach unserm Gelde 5000 fl. Sein Diener Benjamin, ein guter Freund von uns, dem wir unsern Aufenthalt mitgeteilt hatten, schickte uns das Geld. Es kam gerade zu rechter Stunde. Uns war geholfen.

Wir kauften das Gut. Gott segnete unsere Arbeit, und jetzt sind wir in ganz guten Verhältnissen.

Dosch und seine Frau lobten Gottes Güte und väterliche Vorsicht.

Während sie das sagten, kam der blinde Pater zur Thüre herein. Sie hatten ihn gar nicht kommen sehen. Groß war die Freude, besonders bei Stephan, der ihm sogleich die Hand küßte. Es war der Familie Dosch von großem Interesse, diesen blinden Pater kennen zu lernen, von dem Stephan mit so viel Begeisterung erzählt hatte.

8. Der blinde Pater.

Der allverehrte P. Antonius wurde herzlich aufgenommen. Derselbe war in diesem Hause ein gern gesehener Gast, wie ja überhaupt das Tirolervolk seine Geistlichen, besonders seine Kapuziner und Franziskaner treu liebt und hoch verehrt. Bald war das Gespräch im besten Flusse, denn der Pater wußte aus seinem reichen Leben viel und angenehm zu erzählen. Die Familie Dosch hatte manches schon über Fräulein Marie von Mörl in Kaltern reden hören, dafür und dagegen; doch hatten sie noch nie etwas gelesen oder gehört von einem Manne, der Marie Mörl selbst gesehen hatte.

„Da kann ich dienen," sagte der blinde Pater. Ehe ich mein Augenlicht verlor, war ich öfters auch an Freitagen in Kaltern in dem Stübchen, in dem in einem Jahre 40,000 Menschen aus- und eingingen. Viele bekehrten sich. Ich habe die begna-

digte Jungfrau wiederholt beobachtet, mit ihr gesprochen, sie geprüft, und ihr Beichtvater, der vortreffliche P. Capistran, hat mir viel von ihr erzählt. Was ich gesagt, ist nur Wahrheit und sie dürfen sie mir überall nacherzählen. Es wäre ja gut, wenn es recht viele Menschen erfahren würden.

„Allerdings ist das „Mariele", wie das Volk die „Begnadigte" nennt, noch nicht im Himmel, und vor dem Tode ist Niemand selig zu preisen; aber sie ist auf dem sichern Wege in den Himmel, und es sind alle Anzeichen da, daß sie gut stirbt,*) so viel sich der böse Feind Mühe gibt, sie hochmütig oder kleinmütig zu machen."

Sie setzten sich enge zusammen und lauschten. Es war aber auch sehr interessant, zu erfahren, was ein Augenzeuge über diese Heilige unserer Zeit sagte. Derartige Dinge sind nicht nur in der Kirche, sie waren schon oft da; aber was viele selbst gesehen, macht einen größeren Eindruck als das, was man nur aus Büchern liest. Wir brauchen übrigens solch' außerordentliche Dinge nicht; die ganze Geschichte der Kirche ist Beweis genug für die göttliche Stiftung derselben. Der Erzähler hat schon mehrere wahrheitsliebende, ruhige, besonnene, gelehrte und fromme Männer gehört, die Maria von Mörl gesehen, und alle sagten dasselbe, was der blinde Pater der erstaunten kleinen Gesellschaft erzählte.

---

*) Ist geschehen im Jahre 1866 während des Krieges.

Sie hat seit Jahren Extasen, Visionen. In denselben schaut sie innerlich das Leben und Leiden Jesu Christi und zwar ganz genau nach dem Kirchenjahre. Ihre Gesichte und ihr Hellsehen in zeitliche und räumliche Fernen hat stets nur Heiliges und Himmlisches zum Zwecke. Was sie schaut, drückt sich genau in ihrem Mienenspiele aus.

So sieht man sie zu Weihnachten das neugeborene göttliche Kind mit großer Freude in ihren Armen wiegen.

Am hl. Dreikönigstag kniet sie mit den drei Weisen anbetend vor dem Kinde.

Bei der Hochzeit zu Kana liegt sie mit zu Tische.

An jedem Freitage des ganzen Jahres und ganz besonders in der Karwoche betrachtet sie das bittere Leiden Jesu und leidet es mit innerlich und äußerlich, und Alles, was sie sieht und leidet, wird sichtbar im Gesichtsausdrucke, das so schmerzlich wird, wie man kein Bild sehen kann. Wenn die Sterbstunde am Kreuze naht, wühlt sich der Schmerz innen zum tiefsten Grunde ein, und nach außen spricht aus den edlen Zügen Mariens das Bild des Todes.

Die Hände vor die Brust gefaltet, kniet sie auf ihrem Lager, während die früheren extatischen Jungfrauen starr mit ausgespannten Armen dalagen.

Immer bleicher wird die Farbe; Todesschauer durchfahren alle ihre Gebeine. Tiefe Seufzer entsteigen ihrer Brust, Thränen entquellen ihren Augen

und rinnen die Wangen herab. Zuckungen umspielen ihren blassen Mund, der zuletzt krampfhaft zu klaffen beginnt. Diese Zuckungen erschüttern den ganzen Leib; die Seufzer gehen in Stöhnen über und in lautes Ächzen.

Dann röten sich die blassen Wangen in dunkler Fieberhitze; die Zunge verdickt sich und scheint am lechzenden Gaumen zu kleben. Die Nägel beginnen, sich ganz blau zu färben, schweres Röcheln dringt aus der Kehle hervor, und der Atem preßt sich mühsam in den verengten Lungen. Die Züge werden bis zur Unkenntlichkeit entstellt. Der Mund öffnet sich weit, die Nase wird spitzig, und die Augen erscheinen gebrochen. Immer langsamer und tiefer stockend drängen sich die Atemzüge auf und nieder!

Zuletzt senkt sich mit allen Zeichen des Todes das Haupt auf die Brust. Jedermann hält sie für tot. Bald richtet sich das Haupt wieder empor, und das Gesicht nimmt allmählich seine gewöhnliche ruhige Gestalt wieder an. Sie kniet ruhig da und dankt Gott.

So ist es jeden Freitag seit einigen Jahren. Tausende haben es gesehen. Nur wenn das Fest Mariä Verkündigung auf den Karfreitag oder Gründonnerstag fällt, hat sie nichts zu leiden, da ist sie dann voll Trost und innerer Freude.

Alle atmeten tief auf bei dieser Schilderung. Sie baten, doch noch mehr zu erzählen; dann fuhr der blinde Pater fort.

Eine allgemeine Bewegung ergriff das brave, gläubige Tirolervolk. Sie stürzten in Masse herzu, um das mit eigenen Augen zu sehen, was bisher nur in Büchern zu lesen war. Die Gemeinden wallfahrten mit Kreuz und Fahnen nach Kaltern; der Zulauf war ein ungeheurer. Es wird behauptet, von Juli bis September haben sich 40,000 Menschen hingedrängt, um Maria von Mörl zu sehen. Niemand konnte sich diese große Bewegung erklären. Die Geistlichkeit hat diesen Andrang nicht veranlaßt. Alles ging in größter Ordnung und Ruhe vor sich. Die begnadigte Seherin sah in die Herzen und fühlte den Seelenzustand. Vielen sagte sie den nahen Tod voraus, der eintraf; sehr viele machte sie aufmerksam auf den guten Seelenzustand, und mahnte sie zu einer guten Beichte. In der Auswahl der Bilder, mit denen sie viele beschenkte, wies sie häufig auf künftige Geschicke hin; mir z. B. gab sie ein Bild von der Heiligung der Blindgebornen und schrieb auf die Rückseite: „Wenn das leibliche Auge erlischt, geht oft erst das innere Auge auf.“ Das verstund ich erst, als ich blind wurde. Sie hat Offenbarungen über das Los der armen Seelen, kann ächte Reliquien von falschen unterscheiden und weiß zu sagen, von welchen Heiligen die Reliquien seien und wo der hl. Leib begraben liegt.

Für den Segen des Priesters ist sie besonders dankbar. Gar oft wohnt sie von ihrem Lager aus einer hl. Messe in einer entfernten Kirche bei und sieht den Priester und konnte sagen, in welcher

Stelle er liest. Und noch gar vieles andere höchst Wunderbare ereignet sich in dem Kämmerlein, in dem nur 30—40 Personen Platz haben.

Das Wort, ja der bloße Willensakt ihres Beichtvaters bringt sie aus der Extase zurück — und wenn der Beichtvater einem andern Priester oder Laien die Erlaubnis gibt, sie zurückzurufen, so folgt sie augenblicklich.

Dieser Gehorsam ist ein Beweis dafür, daß diese außerordentlichen Zustände von Gott kommen.

Bei all' ihren vielen Leiden ist sie ganz geduldig, von himmlischer Ruhe erfüllt, sanftmütig und von Herzen demütig.

Diese unleugbaren Thatsachen üben eine große Wirksamkeit auf die Menschen aus. Gar viele Gute sind frömmer, Laue eifriger geworden, und große Sünder haben sich bekehrt.

So weit der Pater über Maria von Mörl.

Die Zuhörer dankten ihm herzlich für seine so interessanten Mitteilungen, die mehr Eindruck auf sie machten als eine Predigt. Nun unterhielt sich der Pater eigens noch mit Stephan und fragte ihn: „Kannst Du die Lieder noch, die ich Dich gelehrt?"

„O ja, das Abendgebet bete ich seitdem alle Abend" erwiderte Stephan.

„Nun, so sag es recht schön!"

Und Stephan betete:

Müde bin ich, geh zur Ruh,
Schließe beide Äuglein zu:
Vater, laß die Augen Dein
Über meinem Bette sein.

*

Hab' ich Unrecht heut' gethan,
Sieh es lieber Gott nicht an!
Deine Gnad' und Jesu Blut
Macht ja allen Schaden gut.

*

Alle, die mir sind verwandt,
Gott, laß ruh'n in Deiner Hand.
Alle Menschen, groß und klein,
Sollen Dir befohlen sein.

*

Kranken Herzen sende Ruh,
Nasse Augen schließe zu,
Laß den Mond am Himmel steh'n
Und die stille Welt besehn!

Louise Hensel.

Der Pater und die Gäste lobten den Stephan, daß er dieses liebe Gebet so schön gesagt, was ihn sichtlich freute.

„Ich kann schon noch mehr", sagte er, ermutigt durch das gespendete Lob.

„Eines darfst du noch sagen," sagte die Mutter, aber dann ist es genug, sonst fällst Du lästig."

„O nein, noch lange nicht," sagten Eugenie und Amalie wie aus einem Munde; „wir hören sehr gerne zu," und ihre Eltern nickten beifällig.

„Dann sag' ich die Ermunterung", erwiderte Stephan und begann:

O Sorge, die mich niederdrückt,
O Sorge, weiche fern:
Mein Vater, der die Blümlein schmückt,
Der kleidet mich auch gern.

*

Bin ich auch traurig und verwaist,
Ist Tisch und Kammer leer:
Mein Vater, der die Vöglein speist,
Verläßt mich nimmermehr.

*

Was ist denn noch, das mich betrübt
Diesseits der stillen Gruft?
Ich weiß, daß mich mein Vater liebt,
Mich einst hinüberruft.

*

Dort werd' ich meinen Heiland seh'n,
Am Thron der Gnade knie'n:
Dort werd' ich mehr als hier versteh'n,
Dort werd' ich schöner blüh'n.

*

Wohlauf, mein Herz, so sei vergnügt
Und schwing dich himmelan;
Wie Gott, der Herr, dein Leben fügt
So ist es wohlgethan.

Dipenbrocks Blumenstrauß.

„Ganz wacker, Du hast ein schönes Bildchen verdient," damit griff der Pater nach der ledernen Mappe, die er mit Bildern gefüllt, stets in der Kapuze mit sich trug.

Dosch gab ihm einen blanken Vierundzwanziger, und die Schwestern reichten dem erfreuten Knaben Butterbrot und Honig.

Wie waren sie alle so vergnügt!

10. Nichts Gutes bleibt unbelohnt.

Der fromme Pater entfernte sich bald wieder mit dem alten schönen Gruße: „Gelobt sei Jesus Christus". Stephan begleitete ihn zu einem kranken Manne. Seine ganze ehrwürdige Erscheinung hatte auf Alle den besten Eindruck gemacht. Hans und Martha konnten nicht genug erzählen, wie allbeliebt der blinde Pater sei und welchen Erfolg seine Predigten haben und wie er als Beichtvater besonders von Männern und Soldaten gesucht sei bei Missionen; auch sei er ein großer Freund der Kinder und der Kranken.

Die Mittagszeit nahte. Martha sah in der Küche nach, Hans im Stalle, und die Familie Dosch machte vor dem Mittagessen noch einen Gang in den nahen Wald. Nach Tisch ruhten sie ein wenig aus, und dann saßen sie zusammen im Gartenhause. Herr Dosch und die Seinigen wollten erfahren, wie es dem Bernard und seiner edlen Ehefrau jetzt ergeht. Hans erzählte zuerst weiter.

„Nachdem ich die freudige Kunde vernommen, machte ich mich auf nach Wien, um bei einem bezeichneten Bankhause das Geld zu erheben. Während

mir der Handelsherr das Geld vorzählte, erschien Bernard in der Wechslerstube. Er machte große Augen, als er die Goldstücke sah, die mir vorgezählt worden waren. Auch er wollte Geld holen, man gab ihm aber keines; denn sein Kredit stand damals schon schlecht. Nur bei Wucherern erhielt er gegen hohe Zinsen noch ein Darlehen.

Ich schrieb sogleich an Benno, er möge das Gut einstweilen für mich pachten und legte 500 fl. bei.

Ganz vergnügt kam ich nach der Schwaige zurück."

„Ja, so vergnügt," fiel Martha ein, „hatte ich meinen Mann nie zuvor gesehen."

„Vier Wochen später waren wir die Nachbarn des edlen, guten Benno. Wir kauften das Gut ganz wohlfeil. Es blieb uns noch viel Geld übrig, Alles schön und gut herzurichten. Gott segnete uns. Von Jahr zu Jahr ging es vorwärts; wir können Gott nicht genug danken.

„Drei Jahre gingen vorüber. Da ging ich," fuhr Hans fort, „einmal nach Meran, um Geschäfte zu besorgen. Es war im vorigen Herbste. Wen traf ist da auf der Post? Es war Frau Bernard mit ihrem Töchterlein.

Sie war sehr einfach gekleidet und sah ganz traurig aus. Ich grüßte sie freundlich. — Anfangs schien sie mich gar nicht mehr zu kennen. Ich nannte meinen Namen und fragte nach dem Befinden ihres Mannes. Da erschrak sie; Thränen traten in ihre Augen und sie entfernte sich mit ihrem Töchterlein."

„Ich zog Erkundigungen ein, hörte aber nur betrübende Nachrichten. Mathilde, so hieß Bernards Gemahlin, lebe, sagte man mir, seit einem halben Jahre mit ihrem einzigen Kinde auf einem nahen Schlosse; der Rest der Erbschaft sei nahezu aufgezehrt. Ihr Mann hat es so toll getrieben, so viel gespielt, selbst betrogen, daß er auf die Festung nach Brünn kam. Dort entfloh er, und seitdem ist er verschollen. Einige meinen, er sei nach Amerika, Andere behaupten, er habe sich selbst das Leben genommen.

„Ach, die arme, arme Frau!" rief Katharina in Mitleid und Teilnahme.

„Ihre Lage ist um so trauriger," sagte Martha, „als dieses Schloß schon überschuldet ist. Es ist ausgeschrieben und wird in den nächsten Tagen verkauft. Dann ist sie bettelarm mit ihrem unschuldigen Kinde."

„So weit soll es nicht kommen," rief jetzt Dosch erregt aus. „Mulzer hat mich in großer Not gerettet; noch bin ich sein Schuldner. Wohlan, ich bezahle das großherzige Darlehen mit Zinseszinsen an seine Nichte zurück."

„Ja, Vater, thu' das," sagte Katharina. „So können wir unsern schuldigen Dank am besten ausdrücken."

Eugenie und Amalie waren ganz damit einverstanden.

„Nicht durch einen Zufall sind wir durch das Donnerwetter in dieses Haus geführt worden," sagte

Dosch, „sondern das ist Fügung Gottes, das sehe ich deutlich ein.“

„Ja, Gottes Finger ist sichtbar“, sagte Frau Katharina, „so mußte es kommen, daß die bedrängte Frau Mathilde mit ihrem Kinde aus der drohenden Not errettet werde und wir einmal unsere Schuld heimbezahlen können. Gottes weise Vorsehung sei gelobt!“

„Wie wunderbar sind doch Gottes Wege,“ sagte Hans. „Als Sie durch das Gewitter in unser Haus geführt wurden, waren wir — Martha und ich in Meran; darum trafen Sie uns nicht zuhause. Wir wollten die betrübte Frau und ihr Kind zu uns einladen. Sie nahm diese Einladung freundlich an und versprach, gerne davon Gebrauch zu machen. Dann zeigte sie uns weinend ein Schreiben vom Gerichte. In demselben heißt es, wenn sie innerhalb 14 Tagen nicht 15,000 fl. erlege, so müsse sie fort aus dem Hause. „O, ich bin die ärmste Frau in ganz Tirol; denn ich habe bessere Tage gesehen!“ Und sie schluchzte laut auf. Ich hätte ihr gleich geholfen, allein das geht über mein Vermögen. In Ihnen ist nun der rechte Helfer von Gott geschickt worden.

Wenn es Ihnen genehm ist, so fahre ich Sie morgen zum Schlosse, für heute ist es zu spät. Da können Sie selbst dann der kummervollen Frau die frohe Botschaft bringen.“

Herr Dosch war einverstanden. Sie brachten einen recht vergnügten Abend hin. Die Fräulein

sangen schön, wie immer, eine Jungfrau aus dem Dorfe spielte Cither dazu.

Von den schönen Liedern, die gesungen wurden, sei nur Eines angeführt.

Zuversicht.

Ich weiß, daß du kommen mußt,
Wenn noch ein Gott im Himmel lebt,
Und stilles Glück erfüllt die Brust,
Seit diese Hoffnung mich umschwebt.

*

Sie steht des Morgens mit mir auf
Und legt sich spät mit mir zur Ruh;
Sie hemmet meiner Thränen Lauf
Und flüstert heimlich Trost mir zu.

*

Drum mußt ich arm und freudenlos
Und ohne Gleichen elend sein,
Damit ich einst in Demut groß,
Wenn mich bestrahlt des Glückes Schein.

Elly Gregor.

Sie beschlossen diesen schönen, freudevollen Tag mit dem gemeinsamen Abendgebete in der Kapelle, und dann ruhten sie sanft. In frühester Morgenstunde führte Hans seine lieben Gäste zu Mathilden.

Wie war sie überrascht, daß Gottes Hilfe so unerwartet kam.

„Ich schulde Ihrem Onkel 35,900 fl., bin aber bereit, Ihnen 35,000 fl. zu geben, damit wird Ihnen

geholfen sein," sagte Dosch. Das Glück der Frau läßt sich mehr denken als schildern.

Der Christbaum, den Mulzer aus christlicher Liebe in der Post zu M. an jenem Christabend gepflanzt, war groß geworden und trug herrliche Früchte.

So lohnt sich jede edle That hier schon oder drüben, wie sich jede böse That rächt. Das wird allen Menschen recht klar werden am Tage der Vergeltung.

Mathilde war gerettet. Sie konnte ihr Kind standesgemäß erziehen und verlebte glückliche Tage.

Dosch und seine Familie brachten von nun an ihre Ferien auf dem Schlosse und in dem friedlichen Bauernhause hin.

Einmal fanden sie hier ein neues Bild, das sie überaus freute.

Und was stellt dieses Bild vor?

Das Zimmer auf der Post in M., wie Eugenie und Amalie, den kleinen Stephan auf dem Arme ihre Lieder singen und Mulzer ihnen die Gabe reicht.

Dosch und seine Frau und Mathilde schlafen den Schlaf der Gerechten. Stephan ist Besitzer des Schlosses und lebt glücklich mit seiner Gattin.

Die Eltern Hans und Martha haben in den letzten Jahren noch gelebt bei ihrem Sohn im Schlosse.

Gott macht Alles gut, und denen, die Gott lieben, gereicht Alles zum Besten.

J. P. Himmer'sche Buchdruckerei, Augsburg